

Germ. g.

514.4

Germ. g. 514 u

Wagner

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar

- 3. 04. 1987

14. 06. 1988

25. 04. 90

^c
DIE
WAHL KONRAD II.
ZUM RÖMISCHEN KÖNIG.

INAUGURAL - DISSERTATION
ZUR ERLANGUNG
DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE
BEI DER
GEORG - AUGUSTS - UNIVERSITÄT
ZU GÖTTINGEN

VON
FRIEDRICH WAGNER

AUS REICHENBACH IN SCHL.



GÖTTINGEN, 1871.

DRUCK DER DIETERICH'SCHEN UNIV. - BUCHDRUCKEREI.

W. FR. KAESTNER.

DIE

WALH. KONRAD II.

ZUM RÖMISCHEN KÖNIG.

IN AUFTRAG - DISSERTATION

VON

DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

VERZ.

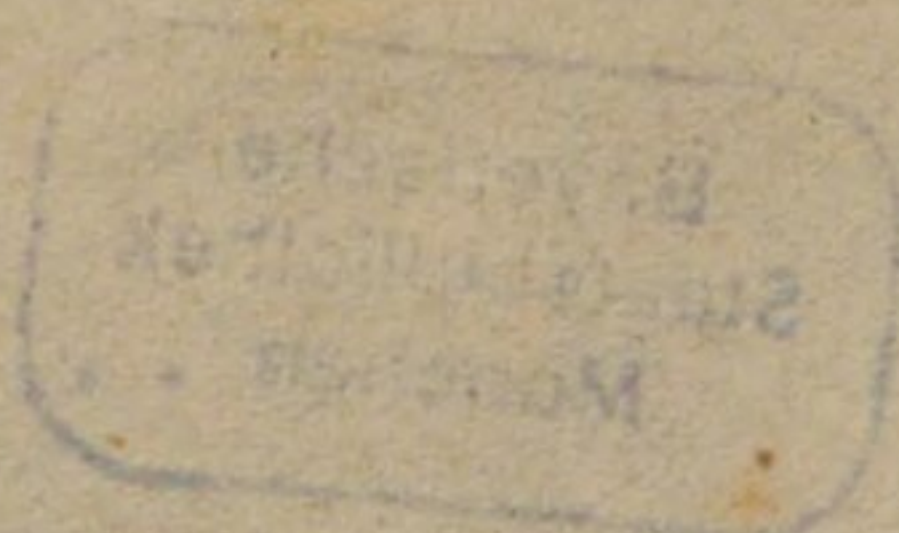
GEORG AUGUST UNIVERSITÄT

ZU GÖTTINGEN



ERHOLDUNG DER

AUS DER



GÖTTINGEN 1871

DURCH DIE BIBLIOTHEK DER UNIVERSITÄT

IN DER BIBLIOTHEK

DEN MANEN

DES

AM 6. AUGUST 1870 AUF DEN SPICHEREN HÖHEN
FÜR'S VATERLAND GEFALLENEN

KAMMER - GERICHTS - REFERENDARIUS

MAX ROSEMANN.

DEN MANN

DES

AM 6. AUGUST 1870 AUF DEN SPIEGELN HÖHEN
FÜR'S VATERLAND GEGALLEN

KAMMER-GERICHTS-RETERNDANT

MAX ROSEMAN

I.

Die Wahl Konrad II. zum deutschen König ist in mehrfacher Beziehung von hervorragender Wichtigkeit: sie ist die erste, an der sich die deutschen Stämme alle betheiligen, während früher die Könige von den einzelnen Stämmen gewählt oder bestätigt werden; die erste, bei der die Form der Wahlhandlung etwas ausgeprägter und bestimmter hervortritt; die erste, von der wir die ausführliche Erzählung eines Augenzeugen besitzen. Gleich wichtig für die politische wie für die Verfassungsgeschichte des deutschen Reiches zieht sie die Aufmerksamkeit der Forscher immer wieder auf sich.

Von Neueren, die über sie gehandelt haben, sind zu nennen: Philipps (die deutschen Königswahlen bis zur goldenen Bulle), welcher sie im Zusammenhange mit den übrigen deutschen Königswahlen bis zur goldenen Bulle vom verfassungsgeschichtlichen Standpunkt betrachtet; Giesebrecht (Gesch. d. deutschen Kaiserzeit II.), welcher sie im reichsgeschichtlichen Zusammenhange einfach nach dem Berichte Wipos darstellt; W. Arndt, welcher in einer Monographie (die Wahl Konrad II. Inaug. Diss. Gött. 1861) die Resultate von Philipps aufgenommen und die verfassungsgeschichtlichen Fragen weiter untersucht hat.

Alle diese Darstellungen legen das Material, welches Wipo in seiner *vita Chuonradi II* bietet, zu Grunde, ohne eine kritische Sichtung und Ordnung desselben und eine sorgsame Benutzung anderweitiger Nachrichten erkennen zu lassen. Vielleicht hat man sich dessen überhoben geglaubt, weil Wipo, der Augenzeuge, der Kapellan Konrads, der Erzieher seines Sohnes, der den Ereignissen so nahe steht, die Hauptquelle dafür ist. Neben seiner ausführlichen Darstellung scheinen die dürftigen und vereinzelt Notizen der anderen Autoren zu verschwinden. Dieses Verhältniss der Quellen zu einander

macht nun zwar eine Kritik der Nachrichten Wipos zu einer einigermaßen schwierigen Aufgabe; aber zugleich mahnt dieser Umstand doch zu um so grösserer Vorsicht und Genauigkeit. Der Forderung, Wipos Bericht eingehend zu prüfen, entgehen wir dadurch keineswegs. Denn ohne die Lösung der kritischen Frage werden eine Darstellung und Würdigung der Wahl immer in der Luft stehen. — Dabei wird es uns nun zuerst obliegen, eine Uebersicht derjenigen Quellen, die hier in Betracht kommen, zu geben.

Uebersicht der Quellen.

Diejenigen Annalen, welche eine blosser Notiz der Wahl enthalten (wie ann. Sangallenses majores, Quedlinburgenses, Hildesheimenses etc.) wie auch diejenigen, welche einen offenbar sagenhaft ausgeschmückten Bericht geben (behandelt von Arndt a. a. O. Beilage I), verdienen keine weitere Berücksichtigung. Somit bleiben für unsere Untersuchung noch die Nachrichten bei Wipo (*vita Chuonradi* c. 1—3; bei Pertz, *Monumenta Germaniae historica* t. XI.); in den *gestis episcoporum Cameracensium* III. c. 50 (bei Pertz a. a. O. t. VII); in der *continuatio vitae Bernwardi* und der *vita Godehardi* prior des Wolfherus (bei Pertz a. a. O. A. XI) im *Chronicon* des Hermann von Reichenau (bei Pertz t. V) in den *historiis* des Rudolfus Glaber (bei Pertz t. IV). Ausserdem ist ein Brief des Abtes Bern von Reichenau uns erhalten (bei Giesebrecht D. K. II. Anhang) und können aus Urkunden einige schätzbare Notizen gewonnen werden.

Abfassungszeit der Berichte.

Richten wir zunächst unser Augenmerk darauf, die Reihenfolge festzustellen, in welcher diese Berichte entstanden sind, um ein Urtheil über ihren Werth, ihre Unabhängigkeit oder Abhängigkeit von einander zu gewinnen, so sind weder weitläufige Untersuchungen anzustellen — denn die Herausgeber haben das Wesentliche berücksichtigt — noch schwierige Verhältnisse darzulegen.

a) Ueberrest aus der Zeit des interregnum, das der Wahl Konrads vorhergeht, ist der Brief des Abtes Bern von Reichenau, durch welchen die italienischen Bischöfe von dem

Wahltermine in Kenntniss gesetzt werden. Aus den Worten: *sciatis, publicum conventum nostrum pridie Non. Sept. esse juxta Rhenum in loco, qui dicitur Kambe*, geht das zur Genüge hervor.

b) Im Jahre 1025 oder wenigstens bald nachher scheint Wolfher die *continuatio vitae Bernwardi* geschrieben zu haben. Es lässt sich dies daraus abnehmen, dass er den Streit zwischen Erzbischof Aribio von Mainz und Bischof Godehard von Hildesheim, den er in der *vita Godehardi* prior wie posterior so genau und mit so grosser Theilnahme für die Interessen seines Herrn verfolgt, hier mitten im Jahre 1025 abbricht.

c) Darauf folgt der Bericht der erwähnten *vita Godehardi* prior c. 26, von der es feststeht, dass sie bald nach Godehards Tode (1038 abgefasst ist. (Vgl. Vorrede zu der Edition in den M. G.)

d) Der Theil der *gesta episcoporum Cameracensium*, der für uns in Betracht kommt, ist, wie Bethmann (M. G. VII. 393. n. 4) nachgewiesen, bald nach 1044 verfasst.

e) Hermann von Reichenau begann sein *chronicon* (M. G. V. p. 67) im J. 1049 und arbeitete daran bis zum J. 1054.

f) Rudolfus Glaber schrieb seine *historiae* schon vor dem J. 1044 (M. G. VII. 49.)

g) Wir haben die weitaus wichtigste Quelle, *Wiponis vita Chuonradi* zu besprechen verschoben, weil darüber einige Worte zu sagen sein werden. In neuester Zeit haben sich die Ansichten über sie zu ändern begonnen. An dieser Stelle kommen nur die Fragen in Betracht: wann hat Wipo die uns vorliegende *vita* geschrieben? Lassen sich etwa ihr vorausgegangene Aufzeichnungen nachweisen?

Auf die erste Frage hat bereits Pertz (Abh. d. Berl. Akad. 1851) die richtige Antwort gefunden. Durch Zusammenstellung der in der *vita* berührten Ereignisse wird nachgewiesen, dass die vorliegende Form 1048 oder 1049 entstanden ist; — also 24 oder 25 Jahre nach der Wahl Konrad II.

Sollte Wipo nun die Zeitangaben und alle Einzelheiten der Ereignisse, die er schildert, lediglich aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben haben? Das ist an sich wenig wahrscheinlich, und in der That hat Steindorff (Forsch. z. d. Gesch. 1867) gezeigt, dass Wipo von cap. 6 an eine analistische

Grundlage benützt hat. Ob dies nun nicht bloß von cap. 6 an, sondern auch für die Darstellung der Wahl selbst geschehen sei, scheint nach dem gegebenen Material nicht mehr erweisbar zu sein. —

Wir haben somit gesehen — und das ist nicht ohne Belang, — dass alle für uns in Betracht kommenden Nachrichten in verhältnissmässig kurzer Zeit nach den Ereignissen selbst aufgezeichnet sind. An ein Ausschreiben des einen Schriftstellers vom anderen ist wegen des Inhaltes nicht wohl zu denken.

Kritik des Richtigen.

Prüfen wir nunmehr die Quellen in Bezug auf die Richtigkeit ihrer Angaben. Es wird am zweckmässigsten sein, den Bericht Wipos zu Grunde zu legen und die zerstreuten Angaben der andern Schriftsteller zur Prüfung der Glaubwürdigkeit desselben zu verwenden. — Es lässt sich dabei nicht umgehen, die Stellung Wipos selbst und seine vita im Ganzen mit ein paar Worten zu besprechen, ehe wir an die Einzelheiten herantreten.

Wipo ist eine der interessantesten Erscheinungen unter den Geschichtsschreibern des Mittelalters. Er hat die römischen Historiker studirt; unter allen scheint ihn „der erste Künstler in Roms Historiographie“ Sallustius am meisten angezogen zu haben. Ihm strebt er eifrig nach; fast unbewusst folgt er ihm nicht nur in einzelnen Redewendungen, sondern sogar in der Schilderung ganzer Reihen von Begebnissen. Die Anordnung und Form verräth zwar das Studium weniger als die Diktion. Indessen mit den Leistungen der gleichzeitigen Schriftsteller verglichen zeigt doch auch sie ein Streben nach Beherrschung und künstlerischer Gruppierung des Stoffes. So anziehend Wipo nun auch von der literargeschichtlichen Seite ist, zumal von ihm auch einige Poesieen erhalten sind, er ist es doch noch in weit höherem Grade als offizieller Geschichtsschreiber der Anfänge des fränkischen Kaisergeschlechtes. Ein Burgunder, wie es scheint, von Geburt¹⁾, hat er die deutsche Partei ergriffen; im Anschluss an das deutsche Reich erblickt er das Heil des Vaterlandes, hofft er ein Ende des

1) Vgl. darüber Pertz: Abh. d. Berl. Akad. 1851.

gesetzlosen Treibens der Mächtigen, die unter dem schwachen König Rudolf ihrer Raub- und Fehdelust die Zügel schiessen lassen. Wenn irgend wer dem zu steuern vermag, so muss es der kraftvolle Arm deutscher Herrscher sein. Ein Odo von Champagne, so sehr ihm das formale Recht der Verwandtschaft zur Seite stehen mag, besitzt dazu weder hinreichendes Ansehen noch genügende Macht. — So schliesst sich Wipo den deutschen Interressen rückhaltslos an; mit dem Eifer eines neu gewonnenen Freundes ergreift und verfißt er sie. — Wir wissen nicht, ob er schon unter Heinrich II., vielleicht durch jene Ergebenheit, durch eine mehr als gewöhnliche Bildung, durch dichterisches Schaffen hervorstechend und bemerkt, an den kaiserlichen Hof gezogen worden ist und eine Stellung in der kaiserlichen Kanzlei erhalten hat. Jedenfalls aber diente er dem neuen Vaterlande schon, als sich die Wähler aus allen Gauen des Reiches versammelten, um nach Heinrich II. Hintritt ein neues Reichsoberhaupt zu küren und zu wählen. Er wohnte wenigstens jener stattlichen Versammlung zu Oppenheim 1024 bei: sie machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn; er gesteht nie zuvor eine ähnliche gesehen zu haben. Da mag er sich ganz mit dem stolzen Gedanken von der universalen Macht des Kaiserthums erfüllt haben, dessen Mittelpunkt Deutschland ist. Die Zeiten Karl des Grossen scheinen ihm wiederzukehren. Freilich sind ihm, dem Burgunder, die deutschen Stämme nicht die ausschliesslichen Repräsentanten der Machtfülle dieses Weltreiches, nicht die allein Berechtigten, die allein Herrschenden; sondern wenn Italien, wenn später Burgund und Ungarn zum Reiche gehören, so haben sie dieselbe Berechtigung wie Sachsen und Baiern, Schwaben, Lothringen und Franken.

Dem gewählten König schliesst sich Wipo dann aufs engste an; mit der Treue eines Lehnsmanne zu dem Lehnsherrn steht er zu ihm; er arbeitet, so oft es seine leidende Gesundheit erlaubt, in der königlichen Kapelle. Den Sohn, den künftigen Herrscher, bildet er persönlich ¹⁾ oder legt ihm in gebundener oder ungebundener Rede die ernstesten Pflichten

1) Nach einer Vermuthung von Pertz a. a. O. war Wipo der Lehrer Heinrichs.

des künftigen Herrschers ans Herz ²⁾). Er mahnt ihn, den Geist zu bilden und mit der Weisheit zu schmücken, die vorzüglicher ist als irdische Gewalt. Vor allem soll er sich bemühen, göttliche und menschliche Rechte kennen zu lernen. Denn das Gesetz zu beobachten, ist des Herrschers Pflicht und Stärke. Dem König zieme es demüthig und friedfertig zu sein, und in der Furcht Gottes zu wandeln. Schwachen und Hülflösen beizustehen, Wittwen und Waisen zu vertheidigen, die Diener am Worte Gottes zu ehren, sei ein königlich Thun. Mässig, arbeitsam, versöhnlich, aufrichtig und ohne Falsch zu sein, fordern die Würde des Herrschers. —

Im Anfange der Regierung König Konrads wenigstens hat Wipo sich unzweifelhaft am Hofe aufgehalten, hat die ersten Thaten des neuen Herrschers in unmittelbarer Nähe als Augenzeuge geschaut und sich diejenige Kenntniss der Verhältnisse angeeignet, die ihn wohl zu einem Urtheil befähigten. Er kennt die Auffassung, die Politik, die Gesichtspunkte nicht allein des Kaisers und seiner Getreuen, sondern auch die der abweichenden Richtungen. Mehrmals giebt er die Anschauungen der Umgebung König Heinrichs wieder ²⁾ und zweimal stellt er sich ganz offen auf dessen Seite in Fragen, in denen der Thronfolger mit der Politik des Vaters nicht einverstanden ist ³⁾.

Es wird Niemand versucht sein, Wipo für einen genialen oder auch nur talentvollen Mann zu halten. Aber das wird man ihm nicht absprechen können, dass er mit treuem Fleiss sich zu bilden bemüht gewesen ist. Auch ist er ganz von dem Gedanken beseelt, dass es für das gewalthätige, waffenfreudige Geschlecht, unter dem er lebte, eine Nothwendigkeit sei, den ungebundenen Geist durch strenge Schulung, durch die Pflege der Wissenschaften zu zügeln und zu mildern. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, in dieser Zeit einen Mann zu sehen, dem die Kenntniss des klassischen Alterthums nicht todte Gelehrsamkeit bleibt, sondern dessen Gedankenkreis sie in frei steigenden Vorstellungen umbildet

1) Cf. Wiponis proverbia ad Heinricum regem.

2) Cf. Vita Chuonradi cap. 26. 35. 36.

3) l. l. c. 26 i. f. 35.

und erweitert. Die Idee des römischen Kaiserthums, die so verhängnissvoll und grossartig die deutsche Geschichte beherrscht, hat auch für ihn die unwiderstehliche Grösse und Gewalt, durch die sie selbst kalte und nüchterne Naturen für sich gewonnen und gefesselt hat. Er spricht gern von Karl dem Grossen und meint wohl, dass dessen Weltreich noch einmal wiederhergestellt werden könne. Freilich weicht er auch darin von den Zeitgenossen merklich ab, dass er als Gegner der physischen Gewalt durch überlegene Bildung und Klugheit erreicht sehen will, was nur die Schärfe des Schwertes erreichen kann. — Obwohl Kleriker schweigt er doch gänzlich über die Ansprüche der römischen Kurie dem Kaiserthum gegenüber. Es findet sich auch nicht eine Spur, die erkennen liesse, ob ihm der nach seinem Tode sofort schroff auftretende Gegensatz der höchsten geistlichen und höchsten weltlichen Gewalt klar vor der Seele gestanden hat. In einem Verse seiner Sprüchwörter spricht er ganz allgemein davon, dass die geistlichen Würdenträger (*viri pontificales*) den Heiligen gleich zu achten seien (*sanc-tis sint aequales*). Sonst aber verschwindet aller Anspruch und alles Recht gegen die Machtstellung und Vollgewalt, die er dem Kaiser zutheilt. Nur eine Schranke stellt er auch diesem entgegen: das Gesetz und dessen heilige Beobachtung. Das ist wohl der merkwürdigste Zug in der Anschauungsweise dieses Wipo, dass er in einer Zeit, deren Genius die absolute Gesetzlosigkeit zu fordern schien, in bewusstem Gegensatz mit seinen Zeitgenossen immerwährend und unermüdet das Banner der Gesetzlichkeit hochhält. Das ist der Punkt, wo der Geschichtschreiber eine eigene individuelle Ansicht hat, die von denen seines Helden merklich abweicht. Konrad war seiner ganzen Natur nach, die auch in Wipos Bericht zu erkennen ist, zu einem gewaltsamen Handeln geneigt, das zwar vorsichtig den bestehenden Verhältnissen Rechnung trägt, aber doch zuweilen, wenn andere Mittel erschöpft sind, sich in seiner ganzen Offenheit zeigt. Sein echt imperatorisches Wesen drängte ihn dahin, die ganze Vollgewalt der Kaiser in rechtlicher und militärischer Beziehung, das alte imperium, wiederherzustellen, das verlorene Reichsgut wieder zu sammeln, die Bande der Lehnsabhän-

gigkeit straffer anzuziehen und namentlich den grossen Vasallen der Krone gegenüber den Umfang der kaiserlichen Gewalt zu erhalten. Zu diesem Zweck fesselte er die kleineren Lehnsträger durch das Zugeständniss der Erblichkeit ihrer Beneficien an sich; zu diesem Zweck brachte er zwei Herzogthümer an sein Haus und entriss das dritte einem Manne, der ihm unbequem war, um es einem kinderlosen Verwandten verleihen zu können; zu diesem Zweck besetzte er die Bisthümer allmählig mit ergebenen, in seine Politik eingeweihten Klerikern. Eine solche Politik rief natürlich eine starke Opposition hervor. Unmittelbar freilich wissen wir von ihr sehr wenig; so gut wie nichts von ihren Mitteln und Kräften. Wir sehen sie nur zuweilen in krampfhaften Regungen hervorbrechen. Die uns überlieferte Geschichte ist eben am Hofe oder unter den Augen des Hofes geschrieben und hat deshalb nicht, wie die Sage des Volkes, Mitgefühl für die Regungen des Widerstandes seitens der Vasallen gegen den Herrn. Und doch hat auch sie die Huldigung des Erfolges nicht bis zur Characterlosigkeit getrieben. Wie verhüllt auch immer so zeigt sich in Wipos Darstellung doch eine Missbilligung der kaiserlichen Politik. Sein ganzes Wesen wie der Gang seiner Bildung machten ihn anderen Wegen als die waren, auf denen Konrad wandelte, geneigter. Es scheint, als ob er den Geschäften trotz der nahen Beziehungen zu Konrad und Heinrich niemals näher getreten wäre. Darauf deutet der ideale, der doctrinaire Zug in seiner Auffassungsweise hin. Und noch eins ist hervorzuheben: Wipo ist von dem sichtbaren Eingreifen der göttlichen Vorsehung in den Lauf der menschlichen Dinge im tiefsten Herzen überzeugt; er sucht und findet den Finger Gottes in den Ereignissen, die sich vor seinen Augen vollziehen: darin der ächte Sohn seiner Zeit. So bedarf es öfters für ihn keiner anderen Erklärung sichtlicher Wirkungen, als der, dass sie unmittelbar durch den Willen des Höchsten veranlasst seien. Das ungefähr ist die Bildung, die Stellung, die Anschauungsweise dieses Mannes, der für die Geschichte Konrad II. der vornehmste Gewährsmann ist. Nicht alles, was die *vita Chuonradi* enthält, beruht auf Autopsie. Im Prolog sagt er selbst, er schildere die Thaten seines Helden theils

nach eigener Anschauung, theils nach den Berichten Anderer (*gesta prout ipse vidi aut relatu aliorum didici*). Eine Scheidung des Selbsterlebten von dem bloß Ueberlieferten vornehmen zu wollen, würde kaum rathsam sein und hätte für diese Untersuchung kein Interesse, da er der Wahlhandlung wenigstens beigewohnt hat. Im Uebrigen scheint er meistens theils Personen aus der unmittelbaren Umgebung König Konrads als Berichterstatter gehabt zu haben, da sie ihm zuweilen dessen eigene Aussprüche mittheilen und Aussprüche, die nur in vertrauterem Kreise können gethan sein.

So günstig alle diese Verhältnisse für Wipo unzweifelhaft gestaltet gewesen sind, so wenig hat er sie in vollem Umfang auszubeuten verstanden. Welch' klares und ausführliches Bild durften wir von ihm erwarten und wie unrichtig und mangelhaft ist das uns vorliegende! Nicht eigentlich ein Bild, blosse Ansätze, ein erster Versuch. Aufschlüsse über die Beweggründe der handelnden Personen suchen wir vergebens; in das Innere des Einzelnen wie der ganzen Zeit zu schauen, wird unmöglich. Wir haben nichts als Thatsächliches vor uns. Und doch — welcher Abstand zwischen Wipo und seinen Zeitgenossen! Nur dass dieser Vergleich uns gegen seine Schwächen nicht blind machen darf. Wipo hätte bei seiner Bildung und ausnahmsweise günstigen Stellung mehr leisten können. Aber es fehlt ihm eben zum Historiker so gut wie alles, und die Zeit, in der er lebt, ist für eine Geschichtschreibung nach antikem und modernem Massstab zu naiv.

Vor allem mangelt ihm ein eigentlich historisches Verständniss für die Begebenheiten, die sich unter seinen Augen vollziehen. So gern er auch darauf hinweist, dass er sich mit der Geschichte der früheren Zeiten beschäftigt habe, den Gewinn wenigstens hat er daraus nicht gezogen, dass er Wichtiges von Unwichtigem zu sondern verstünde, dass er einen grösseren und höheren Standpunkt gewonnen hätte, als die übrigen Chronisten seiner Zeit. Er ist nichts weniger als Staatsmann und eben darum vermag er den staatsmännischen Leistungen seiner Zeit kein Interesse, kein Verständniss abzugewinnen; ja er beachtet und verzeichnet sie nicht. Seine Geschichtschreibung ist eine rein subjective,

die auf der Mittelmässigkeit ihres Trägers basirt. — Während Wipo z. B. die Geschichtchen von den Hülffelehenden bei der Krönung, den Ausgang Herzog Ernsts, das Ende des Räubers Thasselgard mit einer grossen Behaglichkeit und Breite darstellt, hat er für die Erblichkeitserklärung der niederen Lehen in Deutschland kaum eine Zeile, für das italische Lehenfolgegesetz, für die Politik Konrads den Grossen gegenüber, für die Zurückforderung occupirten Reichsgutes in Baiern kein Wort. —

Indessen seien dies die Schwächen der Epoche, in der das Individuum lebt, durch die es seine Entschuldigung findet. Wenn nur das Thatsächliche, das Wipo uns bietet, sich allewege als zuverlässig und richtig erweist. Doch auch hierin sind die Mängel seiner eigenen Individualität nicht zu verkennen. An einigen Stellen ist poetische Ausschmückung¹⁾, an anderen Schönfärberei²⁾ zu Gunsten seines Helden zu bemerken. Zuweilen sind selbst seine chronologischen Angaben falsch³⁾, und die Unvollständigkeit des Materials ist erst neuerdings wieder durch Auffindung der *annales Alta-henses* sogar in Bezug auf die Verhältnisse Heinrich III überraschend constatirt worden⁴⁾. Auch ist nicht zu übersehen, dass die Rücksicht auf den Sohn, dem die *vita* zugeeignet ist, der ungeschminckten und rückhaltslosen Darlegung mancher Verhältnisse im Wege gestanden haben mag.

Mit einem Wort: das Urtheil, das man bisher über Wipos *vita* gefällt hat, ist ein günstigeres, als es nach eingehender Prüfung abgegeben werden kann. Wir gehen mit Vorsicht und Misstrauen an die specielle Behandlung seiner Nachrichten über die Wahl. —

Wipo war Augenzeuge der Wahl. Und es scheint, wie oben berührt, als ob er schon vorher den deutschen Verhältnissen so nahe getreten wäre, um richtig beobachten zu

1) Besonders bei Schilderung von Kriegsthaten: z. B. *vita* Ch. c. 26. 30.

2) Beispiele finden sich im Folgenden.

3) Wipo sagt fälschlich, Heinrich III sei erst 1033 nach Italien gegangen.

4) Wipo weiss nichts von der Erhebung Heinrichs zum Herzog von Baiern.

können. Zwar haben wir kein ausdrückliches Zeugniß dafür; unter den Capellanen, die in den Urkunden Heinrichs II erwähnt werden, findet er sich nicht. Aber trotzdem kann er schon damals der kaiserlichen Kanzlei angehört haben. Denn auch in den Urkunden Conrad II findet sich sein Name nicht und doch sagt er ausdrücklich, dass er in dessen Kapelle gedient habe. Jener Umstand ist auch leicht erklärlich, da die Kapellane als untergeordnete Persönlichkeiten sehr selten namentlich erwähnt werden. Wohl aber ist von Gewicht, dass Wipo Heinrichs Todestag genau angiebt, ein so günstiges Urtheil über den heimgegangenen Kaiser fällt, dass er das Verhalten des Bischofs Bruno von Augsburg gegen seinen Bruder kennt und verurtheilt, mehrmals von der verwittweten Kaiserin Kunigunde spricht und die Zusammensetzung und Wirksamkeit der Zwischenregierung berührt —, das deutet alles darauf hin, dass Wipo die deutschen Verhältnisse vor der Wahl kennt und macht es wahrscheinlich, dass er schon vorher in das Reich gekommen ist. Wenn man eine Erklärung dafür sucht, so findet man sie einfach darin, dass ja Heinrich II schon in die Verhältnisse Burgunds eingegriffen und den Heimfall dieses Landes an Deutschland angebahnt hatte, dass eine Partei in Burgund für den Anschluss an Deutschland arbeitete, und leichtlich könnte Wipo deshalb an den deutschen Hof gekommen sein, weil man hier eines mit den dortigen Verhältnissen vertrauten Mannes bedurfte.

Was nun seine Schilderung der Begebnisse, die der eigentlichen Wahlhandlung vorausgingen, anlangt, so wird er diese nicht allein aus eigener Kenntniss, sondern mit Beziehung der Berichte Anderer geschrieben haben. Nichts destoweniger ist das Material, das er bietet, so überaus armselig, dass es scheint, als ob er diese Verhältnisse nur aus grosser Ferne beobachtet habe. In seine Lücken treten sehr erwünscht die Nachrichten der anderen Quellen ein.

Gleich das Interregnum schildert Wipo in sehr allgemeinen und unklaren Ausdrücken. Er sagt: *cum imperator (Henricus II) sine filiis obiisset, quilibet potentissimum secularium principum vi magis quam ingenio nitebatur aut fieri primus aut quacunque pactione a primo secundus. Ex qua re dis-*

cordia pene totum regnum invasit, adeo ut in plerisque locis caedes, incendia, rapinae fierent, si non is impetus illustrium virorum sufflamine impediretur. — Giesebrecht liest aus diesen Worten heraus, dass das Interregnum in Ruhe verlaufen sei; Arndt dagegen, dass es zu Gewaltsamkeiten zwischen den Kropträtendenten gekommen sei. Es scheint aber, als habe Wipo ein mittleres ausdrücken wollen: unruhige Bewegungen und Bestrebungen, die indessen an offenem Ausbruch verhindert worden seien. — Es ist zu bedauern, dass Wipo die Thronbewerber, die Art und Weise sowie die Mittel der Bewerbung nicht näher angiebt. Nur so viel geht aus dem Späteren deutlich hervor, dass er gerade hier von den uns hauptsächlich interessirenden Personen, den beiden Konraden noch nicht geredet haben will. Diese lässt er vielmehr nachher in der Wahlversammlung selbst ganz plötzlich auftreten, als wenn sich erst da die Blicke Aller ohne ihr eigenes Zuthun auf sie gerichtet hätten. Ausdrücklich spricht er dabei seine Verwunderung darüber aus, dass Konrad, ein im Verhältniss zu den mächtigen Herzögen unbedeutender Mann, als Thronbewerber auftreten konnte und zum Könige gewählt worden sei. — Wipo weiss (auffallend genug) nichts davon — oder verschweigt sein besseres Wissen absichtlich, um den Finger Gottes recht sichtbar hervortreten zu lassen —, dass Konrad sehr weltliche Mittel angewendet hat, um die Krone zu erlangen. Das ist ein ganz wesentliches Moment zur Beurtheilung der Glaubwürdigkeit Wipos, dass er es nicht der Mühe werth hält auf die Ursachen der Wahl Konrads näher einzugehen. Wir können ihm gerade hierin zufällig etwas nachkommen.

Rudolfus Glaber nämlich, den Arndt sehr mit Unrecht unter die schon fabelhafte Berichte gebenden Schriftsteller verweist, spricht auch mit einigen Worten von der Zeit des Interregnums. Es ist hier der Ort, seine Glaubwürdigkeit zu untersuchen. — Rudolf lebt wie Wipo in jener Zeit und steht mit den Cluniacensern in engster Verbindung. Nun wissen wir, dass Abt Odilo von Cluny bei der Wahl Konrads zugegen gewesen ist. Es ist kein Grund vorhanden zu bezweifeln, dass die Nachrichten bei Rudolf auf ihn als Gewährsmann zurückweisen und eben darum ist es nicht zu rechtfer-

tigen, wenn man sie unbeachtet lässt. Denn dass Odilo gut unterrichtet gewesen ist, wird bei Erwägung seiner Stellung einleuchtend sein. In diesem Falle, wo er unzweifelhaft mitten im Parteigetriebe gestanden hat, wäre seine Autorität, wenn ihr die des Wipo entgegenträte, unbedingt vorzuziehen. Aber die beiden Berichte widersprechen sich nicht nur nicht, sondern Wipo deutet das, was Rudolf berichtet, wenn auch versteckt, an.

Rudolf sagt nun: *Mortuo Henrico piissimo imperatore nonnulli sese inferre temptantes de primatibus, qui tamen potius ut regni corona fulgerent quam profectum reipublicae moderamenque justitiae exercerent: prae cunctis ergo quidam Chounradus audax animo et viribus ingens, sed fide non multum firmus etc.* In dieser Ueberlieferung ist also eine thätige Bewerbung Konrads deutlich zu erkennen und nur ein ungerechtfertigtes Vertrauen zu der Vollständigkeit des von Wipo überlieferten Materials liess dies Zeugniß unbeachtet. — Wir würden Bedenken tragen, diesen Umstand so scharf hervorzuheben, wenn nicht auch urkundliche Notizen den Bericht des Rudolf bestätigten. Wenige Tage nach der Wahl verleiht Konrad (wie er in der Urkunde ausdrücklich sagt: *sicut ante regni nostri primicias voto caritatis promissimus* ¹⁾) in Folge eines Versprechens vor der Wahl dem Bischof von Speier ein Gut. Wie grosser Belohnungen Aribo, der Erzbischof von Mainz, sich zu erfreuen hatte, ist bekannt ²⁾. Auch der Bischof Eberhard von Bamberg erhält kurz nach der Wahl eine ganze Reihe auffälliger Schenkungen. Sonst ist Konrad nicht so verschwenderisch weder mit seinem Allodialbesitz noch mit Reichsgut umgegangen. Diese Freigebigkeit findet eine genügende Erklärung nur in der Annahme, dass der Wahl gewisse Verpflichtungen voraufgegangen seien. Somit ist es unzweifelhaft richtig, wenn Rudolfus Glaber berichtet, dass Konrad nicht ohne sein eigenes Zuthun gewählt worden sei.

Kehren wir nunmehr zur Kritik Wipos zurück. Ganz verworren ist die Darstellung in der zweiten Hälfte des er-

1) Gedr. in act. Palatin. IV. 133.

2) Vgl. Giesebrecht a. a. O. II. 226.

sten Kapitels. Da will er die bedeutenden Persönlichkeiten namhaft machen, die zur damaligen Zeit in Deutschland lebten. Nachdem er nun die meisten Erzbischöfe und eine Anzahl Bischöfe genannt und characterisirt hat, fängt er plötzlich an, schon hier von der Wahlversammlung zu sprechen in den Worten: *cum istis multi alii pontifices et abbates ex iisdem regionibus aderant, quos singulos nominare operis fastidium generat.* Nichts desto weniger kommt er gleich darauf wieder auf die Zustände des Interregnum und beginnt erst im nächsten Kapitel die eigentliche Schilderung des Wahlconventes. Diese Verworrenheit muss bei der Frage, welche von den deutschen Grossen der Wahl persönlich beigewohnt haben, berücksichtigt werden. Es wäre voreilig anzunehmen, dass alle von Wipo im Folgenden genannten Personen anwesend gewesen seien. Hauptsächlich wird es sich dabei um die sächsischen Bischöfe und um die Herzöge handeln.

Von den ersteren sagt Wipo an dieser Stelle: *Saxoniae praesules, quoniam me latuit, quid de vita eorum nominibus addicere conveniret, memorare vitavi, quamquam et eos summis rebus adesse, consulere, succurrere procul dubio perceperim.* Diese Notiz, die schon durch ihre geschraubten und allgemeinen Wendungen auffällt, hat wenig Gewicht, da sie mit anderen Zeugnissen nicht im Einklange steht.

Die *annales Quedlinburgenses* — eine wichtige und zuverlässige Quelle — melden, dass die westlichen Bischöfe und Fürsten am Ende des Jahres 1024, als der König sich zu Dortmund aufhielt, zusammenkamen, offenbar, um ihm zu huldigen. Dazu stimmen denn auch die Worte der *annales Hildesheimenses* zu demselben Jahre: *Cuonradus rex natalis Christi Mindo . . . peregit. Ibi etiam plurimos, qui predictae ejus electioni non aderant, obvios habuit, omnesque sibi devotos in gratiam recepit.*... Darauf, dass nicht alle sächsischen Bischöfe an der Wahl sich persönlich betheiligten, weist noch eine andere Combination hin. Die *vita Meinweri* c. 195 berichtet, dass die sächsischen Grossen zu Werla während des Interregnums eine Besprechung über die bevorstehende Wahl gehalten hätten, dass Meinwerk, der Bischof von Paderborn, sich mit Thietmar, dem Bruder des

Sachsenherzogs Bernhard, über die streitige Abtei Helmwardeshusun verglichen hätte und dass zwischen Beiden Friede und Freundschaft geschlossen worden wäre. — Giesebrecht (II. 211.) ist ganz entzückt über die patriotische Haltung dieser sächsischen Herren: „noch vor kurzem so fehdelustig, entsagten sie um der allgemeinen Wohlfahrt willen allen Händeln und trugen ihre Feindschaften aus.“ — Seiberth (Diplom. Familiengesch. d. Grafen v. Werl p. 54) versteigt sich gar so weit, aus den angeführten schlichten Worten die vollständige Bestallung Meinwerks zum politischen Agenten und Geschäftsträger Konrads in Sachsen herauszulesen. — Eine eingehendere Betrachtung führt wohl zu anderen Resultaten, die auch von Hochherzigkeit um der allgemeinen Wohlfahrt willen wenig spüren lassen.

Wer den Character Meinwerks von Paderborn, wie ihn Giesebrecht selbst ganz richtig geschildert hat (II. 92 ff.), nur einigermaßen berücksichtigt, der wird für dessen Handlungsweise keine anderen als eigennützige Beweggründe suchen. Die allgemeine Wohlfahrt (in den Augen eines solchen Realisten und noch dazu in jener Zeit nicht viel mehr als eine Redensart) konnte einen Meinwerk gewiss nicht zur Aufgabe auch nur eines Titelchen seines Rechtes vermögen. Seinem Verfahren bei dieser Gelegenheit müssen deshalb andere, etwas kühlere und mehr nüchterne, Gesichtspunkte zu Grunde gelegen haben und es ist ein Glück, dass uns wieder die Urkunden einige Anhaltspunkte für die Beurtheilung des Zusammenhanges darbieten.

Meinwerk haderte mit Erzbischof Aribo von Mainz um eine Grafschaft, „die er einst seinem kaiserlichen Freunde, Heinrich II, abgedrungen hatte“. Jetzt war Aribo im Begriff, dem Reiche einen neuen König zu geben, Grund genug für Meinwerk, der seinem Besitzthum daraus entstehenden Gefahr wenigstens dadurch entgegenzutreten, dass er sich mit seinen Nachbarn, die, wenn es zu Gewaltthaten kam, von entscheidendem Einfluss werden konnten, gut stellte. Sein Verhältniss zu Konrad, dass in dessen ersten Regierungsjahren ein sehr gespanntes war, zeigt deutlich, dass er sich anfangs in einem Gegensatz zu dem Herrscher und seiner Partei bewegte. Freilich verstand er es dann mit der Klug-

heit, die ihm eigen war, zu schwenken. Wie hätte ihm auch Konrad, falls er ihm direkt oder indirekt anhing, kurz nach der Wahl die Grafschaft des Dodico, um die es sich in dem Streite zwischen Mainz und Paderborn gehandelt hatte, ohne Entschädigung entziehen können! Darnach wird Meinwerk sicherlich nicht zu den Wählern Konrads gehört haben. Aber es sind auch keine Beweise dafür vorhanden, dass er unter den offenen Gegnern des Königs sich befunden haben. Die Aussöhnung Meinwerks mit Thietmar scheint mir daher folgendermassen erklärt werden zu müssen. In der Zeit, wo die Versammlung von Werl gehalten wurde, waren die Verhältnisse unter den Parteien im Reiche noch ganz unklar. Die Sachsen hielten eine Versammlung zur Berathung über die bevorstehende Königswahl ab, vielleicht in der Absicht, die Krone wiederum auf einen ihres Stammes zu übertragen. Es werden Bernhard, der Herzog, und Thietmar, sein Bruder, sich unter denjenigen Grossen befunden haben, die, wie wir wissen, nach dem Scepter trachteten. — Meinwerk war nun vorsichtig genug, sich den Rücken nach allen Seiten hin zu decken. Wenn nun der Sachsenherzog oder sein Bruder von ihrem Stamme als Candidaten für den erledigten Herrscherthron aufgestellt wurden, dann musste ihm sehr viel daran liegen, mit ihnen Frieden und Freundschaft geschlossen zu haben. Und ihren Schutz und Beistand konnte er in diesen so schwierigen Zeiten in jedem Falle brauchen. Aber der kluge Bischof wird sich wohl gehütet haben, in seiner Parteinahme zu weit zu gehen. Gewandt wie er war, lavirte er zwischen den Parteien durch. Dem entsprechend kann man nicht annehmen, dass er der Wahlversammlung in Kambe persönlich beigewohnt habe.

Ebenso werden übrigens noch andere mit Aribo verfeindete Bischöfe, wie Godehard von Hildesheim, dort gefehlt haben ¹⁾ und die Notiz Wipos über die Theilnahme der sächsischen Bischöfe unterliegt also auch sachlich schweren Bedenken.

Die andere Frage über die Anwesenheit der deutschen Herzöge bei dem Wahlakte lässt sich auch nicht einmal ver-

1) Vgl. weiter unten p. 27.

muthungsweise beantworten, da dazu jeder Anhalt mangelt. Aus der Aufzählung ihrer Namen bei Wipo auf ihre Theilnahme an der Wahl schliessen zu wollen, ist gewagt, da seine Worte bloß besagen, dass sie der vorhergenannten Prälaten Zeitgenossen gewesen seien (*duces supradictis viris contemporanei hi fuerant etc.*). Andererseits liegt in der Ueberlieferung nichts vor, was ihre Theilnahme ausschliesse. Einige werden wenigstens an dem Wahltage zugegen gewesen sein.

Wir gehen weiter. Wipo spricht zwar im Allgemeinen davon, dass während der Zwischenregierung Verhandlungen über die Wahl gepflogen worden seien; aber wir finden keine Andeutung über die Personen, die man damals als wählbar ins Auge fasste, über die einzelnen Parteien, ihre Zusammensetzung, ihren Kampf u. a. m. Das Ganze, was er mitzutheilen für gut befindet, sind die Worte: *privata consilia et animos singulorum, cui quisquam consentiret, cui dissentiret aut quem sibi dominum optaret, epistolarum et legatorum commoditas conferebat neque id in vanum.* — Mit den letzten Worten, die doch nur bedeuten können, dass die Verhandlungen noch vor der eigentlichen Wahlversammlung zu Kambe zu irgend einer Verständigung geführt haben, steht die nachfolgende Darstellung des Wahltages selbst in grellem Widerspruch. Denn da lässt Wipo die Verhandlungen wieder so ganz von vorn beginnen, als hätten sich erst hier bestimmte Parteirichtungen gebildet.

Wir müssen auf anderem Wege ein Bild der Vorverhandlungen und der Parteien zu gewinnen suchen. — Die *gesta epp. Camerac.* berichten von einem Bündniss des Lothringerherzogs Gothilo mit den Bischöfen von Lüttich, Utrecht, Verdun, Noyon und dem Erzbischof Pilgrim von Köln gegen Konrad II. Und selbst Wipo, so sehr er sich bemüht, die Wahl seines Helden als eine einmüthige darzustellen, kann nicht umhin zu erwähnen, dass dessen Nebenbuhler, Konrad der Jüngere von seinem Stiefvater Friedrich von Lothringen und dem Erzbischof von Köln unterstützt worden sei. Es liegt auf der Hand, dass zwischen diesen beiden Notizen ein Zusammenhang besteht, der uns in den Stand setzt, einigermaßen den Schleier zu lüften, der über diesen

Dingen schwebt. — Es ist ganz selbstredend, dass nicht erst bei der Wahlversammlung, sondern schon vorher der Gegensatz zwischen den beiden Vettern, Konrad dem Älteren und dem Jüngern sich gebildet hat. Sie werden diejenigen gewesen sein, die bei den Vorberathungen die mächtigsten und einflussreichsten Persönlichkeiten für sich zu gewinnen gewusst hatten und die alle Nebenbuhler aus dem Felde schlugen. Mit den Parteien, die sich dann um sie gebildet hatten, erschienen sie dann auf dem Felde von Kambe und es wird nicht zufällig sein, dass die Anhänger des älteren Konrad sich auf dem rechten, die des jüngeren auf dem linken Rheinufer lagern. — Wir vermögen die Stärke der Parteien nur annähernd zu übersehen. Für die Partei des älteren Konrad, die an dem Wahltage mit so überwiegender Majorität auftritt, liegt die Vermuthung nahe, dass sie erst nach und nach aus mehreren Parteien, die auf ein selbständiges Vorgehen hatten verzichten müssen, zusammengeschmolzen sei. Denn nach der bereits erwähnten Notiz Wipos wie auch der des Rudolfus Glaber haben anfänglich eine ganze Reihe von weltlichen Grossen Ansprüche auf den Thron erhoben. Ihrem Kern nach bestand diese Partei jedenfalls aus Bischöfen, an deren Spitze Aribo von Mainz getreten war. Seiner Stellung wie seiner Persönlichkeit nach wird er den entscheidenden Anstoss zu ihrer Bildung sowohl als zu ihrem endlichen Siege gegeben haben. Dass die Bischöfe innerhalb dieser Combination nicht nur, sondern auch bei der Wahlschlacht selbst prädominirten, geht aus dem Umstande hervor, dass mehrere Berichte den König überhaupt nur von Bischöfen wählen lassen und dass die weltlichen Grossen, selbst bei Wipo, nur beiläufig erwähnt werden. — So ist in dem fast gleichzeitigen Krönungsleich in Conradum Salicum (neuerdings her. v. Jaffé) der geistliche Einfluss als der allein massgebende aufgefasst. Ganz dasselbe findet sich in der *continuatio vitae Bernwardi*. Ja, Wolfher geht so weit in der *vita Godehardi* prior zu behaupten: . . . *pastores ecclesiae spiritus sancti instinctu conciverunt consilium salutis, in quo sine quolibet dissensu Chuonradum regem elegerunt*. Wolfher ist mangelhaft unterrichtet, weil wahrscheinlich sein Bischof an dem Wahlakte sich nicht betheiligte und der Bio-

graph daher keine Gewährsmänner hatte, die das Berichtete selbst geschaut hatten.

Im höchsten Grade auffällig und für Wipos Geschichtschreibung charakteristisch ist es, dass er des Einflusses, den Aribo bei den Vorverhandlungen wie bei der Wahl geübt hat, mit keinem Worte gedenkt. Dass ihm das Verhältniss Aribos zu Konrad unbekannt oder auch nur unklar gewesen wäre, kann man schlechterdings nicht annehmen. Es beruht auf einer absichtlichen Verhüllung, dass er verschweigt, wie sein Held mit Hülfe dieses Erzbischofes den Thron Deutschlands bestiegen hat. Aribo fiel später in Ungnade und diese Thatsache, die an und für sich an dem Hofe nur zart berührt worden sein mag, musste den stolzen Ohren des Sohnes, für den die *vita* ja auch geschrieben war, verletzend und beleidigend klingen.

Wipo bemüht sich auch fernerhin noch, die natürlichen Gründe und Ursachen, aus denen die Wahl Konrads wohl zu erklären gewesen wäre, in den Hintergrund zu drängen und, wenn möglich, die Erhebung des unbedeutenden Mannes auf den Königsthron durch ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Providenz geschehen zu lassen. Deshalb sagt er nichts davon, wie grade dieser Konrad dazu gekommen ist, die Augen der Wähler auf sich zu lenken. Er deutet mit keinem Wort an, dass dabei die Verwandtschaft mit dem ausgestorbenen Herrscherhause eine ganz wesentliche Rolle gespielt hat. Und weil Wipo, der trefflich unterrichtete Biograph, nichts davon sagt, hat man auch in neuerer Zeit kein Gewicht darauf gelegt. Mit Unrecht. Konrad ist durch jene Verwandtschaft der nächste Thronberechtigte; das muss hervorgehoben werden. Man wende nicht ein, Deutschland sei ein Wahlreich gewesen und also habe Verwandtschaft, zumal weibliche Verwandtschaft nichts zu bedeuten gehabt. Dagegen ist einfach die Thatsache anzuführen, dass nach Otto III Tode der alte Herzog von Kärnthen, der Grossvater unseres Konrad, eben wegen seiner Verwandtschaft mit den sächsischen Kaisern von Heinrich II als gefährlicher Nebenbuhler gefürchtet wurde und erst nach der Verzichtleistung des Greises sprach der neue König von seinem *jus hereditatis*. Und einem seiner Nebenbuhler wurde eben zu jener

Zeit die mangelnde Verwandtschaft als Hinderungsgrund, zum Throne zu gelangen, vorgeworfen. — Zudem haben die Deutschen von alten Zeiten her das Wahlrecht doch nicht anders geübt, als dass sie aus dem Kreise der Verwandten verstorbener Herrscher, so lange solche vorhanden waren, denjenigen, der ihnen am tauglichsten und würdigsten zu sein schien, erkoren. Ein absolutes Wahlrecht ist Deutschland in dieser frühesten Zeit wenigstens nicht gewesen.

Aus demselben Grunde, aus dem Wipo die factische Berechtigung Konrads auf die Krone laut gewohnheitsmässigem Erbrecht verschwiegen hat, behauptet er auch — freilich in etwas geschraubten Wendungen — dass Konrad im Vergleich zu den übrigen Grossen zu geringe Macht und zu wenig Lehensbesitz gehabt habe, um erfolgreich konkurriren zu können. Man hat ihm das gläubig nachgeschrieben, ohne die Wahrheit dieser Behauptung zu untersuchen. Konrad war aus einem reichbegüterten Geschlecht, dessen Besitzthümer er, wie es scheint, einzig mit seinem Vetter theilte. Er war Gemahl einer reichen Herzogstochter. Sein Auftreten nach der Wahl ist durchaus kraftvoll und unabhängig. Er war kein Pfaffenkönig wie etwa Adolf von Nassau; im Gegentheil, trotzdem er von Gegnern umringt ist, lässt er den mächtigsten Vasallen Aribö mehr und mehr fallen und hält sich doch aus eigenen Mitteln auf der Höhe seiner Stellung. — Wenigstens vor Uebertreibung der Macht- und Mittellosigkeit Konrads muss man sich somit wohl hüten.

Bevor wir auf die Kritik der Darstellung des Wahltages eingehen, ist noch ein Punkt zu berühren. Rudolfus Glaber erzählt, dass Konrad vor der Wahl das Versprechen gegeben habe, sich von Gisela, seiner Gemahlin, mit der er in einem die kirchliche Gültigkeit seiner Ehe hindernden Verwandtschaftsgrade stand, zu trennen. — Giesebrecht fertigt diese Notiz damit ab, dass er sagt: sie zeige, was man sich in Cluny von einem derartigen Versprechen Konrads erzählt habe. Ich kann ihm in der Zurückweisung dieser Nachricht nicht beipflichten. Der einzige Grund, der gegen die Glaubwürdigkeit Rudolfs an dieser Stelle geltend gemacht werden könnte: dass Wipo davon nichts sagt, ist, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich geworden sein wird,

hinfällig. Rudolf und die Cluniacenser konnten grade in dieser Beziehung durch Abt Odilo, der den Verhältnissen während des Interregnum als handelnde Person ungleich näher gestanden haben wird als Wipo, besser unterrichtet sein. Und wie viele Gründe mussten Wipo, wenn er das Versprechen Konrads kannte, bestimmen, davon zu schweigen. Und redet er doch nicht, selbst schweigend, davon? Ueber die nach kanonischem Recht zu nahe Verwandtschaft verliert er kein Wort, vielleicht weil er selbst im Innersten seines Herzens nicht ganz auf der Seite des Königs und seiner Gemahlin steht. Seine vorsichtig abgewogenen Worte, bei denen man eine Bestätigung der Nachricht Rudolfs zwischen den Zeilen zu lesen meint, lauten: *Gisela quorundam hominum invidia, quae saepe ab inferioribus fumigat ad superiores, per aliquot dies a consecratione sua impediabatur. Caeterum, si illud odium juste an injuste pertulerit, adhuc in quaestione moratur; tamen virilis probitas in femina vicit etc.* Und bei der Kaiserkrönung sagt er dann: *Quin etiam Gisela consecrationem et nomen accepit.* Hermann von Reichenau braucht den Ausdruck: *Gisela nihilo minus benedicta.* — Auch ist in der That das Verhalten Aribos so eigenthümlich, dass es eine ganz besondere Bewandniss mit der Krönung und Anerkennung Giselas gehabt haben muss. Ich vermag deshalb nicht abzusehen, warum die positive Angabe des Rudolfus Glaber — bei so manchen Anzeichen für ihre Richtigkeit — zu verwerfen sein sollte.

Eine empfindliche Lücke im Bericht Wipos ist es, dass er nicht angiebt, von wem die Wahlversammlung berufen und geleitet worden ist. Aus seinen Worten scheint zwar hervorzugehen, dass Aribo die Leitung vom Volke übertragen erhielt. Indessen ersetzen grade in verfassungsgeschichtlichen Fragen blosse Vermuthungen ausdrückliche Zeugnisse am allerwenigsten.

Auch bleibt zu bedauern, dass grade Wipo über die Vergangenheit Konrads nichts mittheilt.

Aus seiner Darstellung tritt auch nicht klar heraus, womit man sich mehrere Tage lang in Kambe bei den Vorberathungen beschäftigte. Offenbar sind die Stimmführer der beiden einander gegenüberstehenden Parteien bemüht, die Unent-

schlossenen auf ihre Seite zu ziehen. Dass man noch einmal die Kandidatenliste in weitestem Umfang besprochen hat (wie dies Wipos Worte andeuten: *cum alium aetas vel nimis immatura vel ultra modum provecta, alium virtus inexplorata, quosdam insolentiae causa manifesta recusaret etc.*, die sich offenbar auf die Stammesherzöge beziehen) das wird mehr ein Akt politischer Höflichkeit als ein Zeichen von Unsicherheit bei den vorhandenen Parteien gewesen sein. Gleich von vornherein wird es sich hauptsächlich um die der Verwandtschaft nach Nächstberechtigten, die beiden Konrade, gehandelt haben. — Es ist hier nicht der Ort, auf die von Philipps und Arndt vorgenommene Scheidung in Vorwahl, Kur und eigentliche Wahl einzugehen. Nur darauf ist schon hier hinzuweisen, dass man bei Lösung dieser Fragen auf die Unfähigkeit Wipos in staatsmännischen und politischen Dingen Rücksicht nehmen muss. Man wird sich dann wenigstens hüten, ein bis in die Einzelheiten ausgeführtes Bild des Wahlverlaufes als quellenmässig begründet und durchaus zuverlässig hinzustellen.

Ueber die folgenden Nachrichten des Wipo ist nur noch wenig zu sagen übrig. Wir sehen zwei Parteien, die sich nicht einigen können. Konrad der Aeltere ist gewandt genug, seinen Vetter durch eine vertraute Unterredung zu dem Gelöbniss zu bewegen, der Majorität der Wähler sich fügen zu wollen. Die Rede, die Konrad bei dieser Gelegenheit gehalten haben soll, wird ihrem Hauptgedanken nach von Wipo wohl richtig überliefert sein, wenn die Form und alles Beiwerk auch von ihm erdichtet ist. — Der Kuss wird für das gespannt harrende Volk die sicherste Bekräftigung der hergestellten Eintracht unter den Vettern gewesen sein. Darauf hin beginnt Aribo die Wahlhandlung mit der Proklamirung seines Candidaten und der grössere Theil des Klerus und der weltlichen Grossen schliesst sich ihm an. Die Gegenpartei verlässt, ohne sich der Majorität zu fügen, den Wahlplatz. Wipo ist hierbei bemüht die Wahl als eine einhellige erscheinen zu lassen: *omnes unanimiter in regis electione principibus consentiebant etc.* Indessen bemerkt er später selbst: *quamquam archiepiscopus et dux Fridericus cum aliis quibusdam Liutharingis causa junioris Chuononis,*

ut fama fuit, immo hoste pacis diabolo instigante, impacati discederent etc. Das letztere stimmt auch zu der Notiz der gesta epp. Camerac. Von Einstimmigkeit der Wahl ist also nicht zu reden.

Wipo schildert Wahl und Krönung so, als ob sie an demselben Tage vor sich gegangen seien (8. Sept. 1024). Das lässt sich billig bezweifeln, wenn man die Fülle der Ereignisse und die nicht unbedeutende Entfernung des Wahlfeldes bei Kambe von der Krönungsstadt Mainz in Erwägung zieht. Ich glaube, die Wahl wird am Tage vorher, am 7. September, stattgefunden haben.

Damit wäre die Kritik des Richtigen in Bezug auf den Bericht Wipos erschöpft. Es sind nur noch einige Worte über die Nachrichten bei den übrigen Berichterstattern beizufügen.

Es ist auffällig, dass Wolfher in der *continuatio vitae Bernwardi* Rom unter die die Wahl unterstützenden Bischöfe einreihet. Auch spricht er nur davon, dass Bischöfe den König gewählt hätten und er hält diesen seinen Irrthum in der *vita Godehardi* aufrecht. Es erklärt sich das, wie schon berührt, aus der Annahme, dass Godehard, Bischof von Hildesheim, an dessen Hofe jener lebte und schrieb, unter den Vorsichtigen gewesen sein wird, von denen wir wissen, dass sie dem König erst in Sachsen gehuldigt haben.

Weit besser stellt Rudolfus Glaber dies Sachverhältniss dar, wenn er sagt: *cum diu multumque de constituendo regni principe ac praecipue inter praesules retractatum fuisset etc.* Nur seine Nachricht, dass die Bischöfe die Einwilligung des Papstes zur Wahl Konrads eingeholt hätten, widerspricht allen Verhältnissen so sehr, dass sie nicht aufrecht zu erhalten ist, trotzdem die *continuatio vitae Bernwardi* sie unterstützt.

Hermann von Reichenau giebt den Wahlort an, der auch in dem Briefe des Abtes Bern von Reichenau genannt wird. Sodann bemerkt dieser erwünschter Weise, die Wahlversammlung sei *pridie Nonas Septembres* einberufen, so dass es uns durch diese und des Wipo Notiz, die Krönung sei „in die *nativitatis s. Mariae*“ (8. Sept.) vor sich gegangen, gelingt, die Dauer der Verhandlungen zu bestimmen.

Nachdem so das vorhandene Material kritisch geprüft und gesichtet ist, können wir an die Lösung der zweiten Aufgabe, die wir uns stellten,

die Darstellung der Wahl Konrads II
zum römischen König
gehen.

II.

Heinrich II., des letzten sächsischen Kaisers, Hintritt, der am 13. Juli 1024 in Gruona in Sachsen erfolgte, bezeichnet einen folgenschweren Augenblick in der deutschen Geschichte. Fürsorge für die Nachfolge war nicht getroffen; mit dem Tode des Reichsoberhauptes schien die Einheit des Reichsverbandes in Frage gestellt. Bei einer zwiespältigen Wahl konnten die deutschen Stämme sich im Bürgerkriege entzweien, und wenn auch kaum noch an eine völlige Trennung des einen oder des anderen vom Reiche zu denken war, so mochten doch Zeiten inneren Haders das Band mehr und mehr lockern. Verschiedenartige Interessen machten sich auch damals in Süd und Nord, in Osten und Westen geltend, wenn es auch nicht an einer Reihe gemeinsamer Angelegenheiten fehlte. Und noch war die deutsche Einheit staatsrechtlich nur bei wenigen Gelegenheiten zum Ausdruck gelangt; mehr in der Person eines gemeinsamen Herrschers als in einer rechtlichen und staatlichen Form drückte sich die Zusammengehörigkeit des Sachsen und Schwaben, des Baiern, Franken und Lothringers aus. Wie tief das Gefühl deutscher Gemeinsamkeit Wurzel geschlagen hatte, musste sich eben jetzt zeigen.

Und von der Haltung der deutschen Nation hing wesentlich der Fortbestand des römischen Reiches ab. Ueberall traten die nationalen Verschiedenheiten der deutschen Oberherrschaft feindselig und drohend gegenüber. Italien ¹⁾ ersehnte längst eine Gelegenheit sich des Joches zu entledigen, das ihm der starke Arm deutscher Könige aufgezwungen

1) Vgl. H. Pabst in d. Forschungen z. deutsch. Gesch. Band V. S. 338 ff.

hatte. Sogleich bei der Nachricht vom Tode Kaiser Heinrichs erklärte das mächtige Pavia auf unzweideutige Weise, wie entschlossen es sei, an den Gewinn der Freiheit alles zu setzen. Entflammt durch die Erinnerung an die grosse Vergangenheit und in dem Rachegefühl gegen die Ausländer, die Barbaren, erglühend stürmen die Bürger nach der Burg, die einst von Theodorich innerhalb der Stadtmauer aufgerichtet und dann von Otto III wiederhergestellt worden war. Sie zerstören sie von Grund aus, dieses sichtbare Zeichen ihrer Knechtschaft, damit fortan kein Herrscher seinen Sitz in ihrem Weichbilde aufschlage. Diese nationale und freiheitliche Strömung ist unzweifelhaft durch die meisten Städte der Lombardei gegangen. Und sie ergriff dann weitere und höhere Kreise. Bischöfe und Fürsten traten zusammen um über die Geschieke des Vaterlandes, über die Wahl eines neuen Königs zu berathen. Es schien, als sollte das kaum wieder gewonnene Italien von neuem für die deutsche Herrschaft verloren gehen. Denn in der That, die meisten weltlichen Grossen (besonders die marchiones werden erwähnt) stimmten mit den Bürgern der Städte darin überein, dass man sich um jeden Preis der Abhängigkeit von den Deutschen entledigen müsse: es sei ein Fürst zum Könige zu wählen, der im Stande sei, die italienischen Interessen kräftig gegen deutsche Angriffe zu schirmen. Man richtete die Augen, da keiner von den einheimischen Machthabern zu einer solchen Stellung geeignet erschien, zuvörderst auf den König von Frankreich und seinen Sohn ¹⁾; als diese ablehnten, auf den reichen Herzog Wilhelm von Aquitanien und dessen Sohn, die wirklich auf das ihnen gemachte Anerbieten eingingen und weitgehende Anstalten zur Erreichung und Behauptung des italienischen Königthrones machten.

Indessen war die Idee eines selbständigen Italiens doch an und für sich nicht kräftig genug, die einander widerstrebenden Elemente zu einigen. Nur ein Theil der geistlichen Würdenträger hatte sich der nationalen Partei angeschlossen; andere dagegen waren entschlossen, an der deutschen Herrschaft festzuhalten, da sie für ihre bischöflichen Gerechtsame

1) Pabst a. a. O. S. 351.

fürchten zu müssen glaubten, wenn die weltlichen Fürsten das Gericht des höchsten Herrn der Christenheit nicht mehr zu scheuen hätten. Natürlich schlossen sich dieser Partei vor allen die Bischöfe deutscher Abkunft wie Leo von Vercelli an.

So war es hier der Zwiespalt der Standesinteressen, der es zu keinem gemeinsamen Handeln kommen liess und dadurch aufs neue deutschem Einflusse Thür und Thor öffnete. Dass man in Deutschland selbst der Entwicklung der Verhältnisse in Italien mit Spannung folgte und dass man sich bemühte, die bischöfliche Partei auf jede Weise zu befriedigen und zu gewinnen, beweist der Brief des Abtes Bern von Reichenau an einen italienischen Bischof ¹⁾, in welchem dringend von voreiligen Schritten abgemahnt und das alte: *idem velle ac nolle* betont wird. —

König Robert von Frankreich ²⁾ hatte, wie oben berührt, es nicht für rathsam befunden, durch Annahme der italischen Krone sich einer unlösbaren Aufgabe zu unterziehen. Nichtsdestoweniger bewegte auch er sich naturgemäss in erklärter Antipathie gegen Deutschland, dessen Herrscher lange Zeit hindurch und noch immer die Herrschaft über die Welt beanspruchten und kraft des Rechtes der römischen Kaiser auch sein Frankreich als ihr Vasallenland ansahen. — War dieser Umstand schon geeignet, ihn in eine feindselige Stellung gegen das mächtige Nachbarvolk hineinzudrängen, so kam noch ein andres diese Abneigung steigerndes Moment hinzu. Kaiser Heinrich II hatte mit Eifer und Umsicht alle Einleitungen getroffen, um nach dem Tode König Rudolfs von Burgund dessen Reich mit Deutschland zu vereinigen. Diese Eventualität konnte der französischen Politik unmöglich erwünscht sein. Dann rückte der übermächtige Nachbar um noch einen Schritt näher, und die Einwirkung des deutschen Herrschers auf die inneren Verhältnisse Frankreichs, auf das Verhältniss der französischen Vasallen zu dem Lehnsherrn musste in dem Grade unerträglicher werden, in welchem die

1) Gedruckt bei Giesebrecht: *Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit.* 3. Aufl. II. 674.

2) Pabst a. a. O.

deutsche Macht höher und höher stieg. Der Anfall Burgunds an Deutschland bedrohte den französischen König in seinen eigensten Angelegenheiten und schien ihm jede Möglichkeit zur Erweiterung seiner Macht abzuschneiden. Das zu verhindern war eine der wichtigsten Aufgaben seiner Politik, und nichts konnte erwünschter sein als der Tod des Kaiser Heinrich und ein Interregnum in Deutschland. — In der That bemühte sich König Robert auch an dieser Stelle dem Vordringen der Deutschen kräftig entgegenzutreten. Zwar schien er selbst keinen hinlänglich legalen Vorwand zu haben, die Succession in Burgund in Anspruch zu nehmen. Indessen er förderte die Sache eines seiner mächtigsten Vasallen, des Grafen Odo von der Champagne, eines Schwestersonnes des burgundischen Königs, der als nächster Anverwandter das Recht, dem Oheim in der Regierung nachzufolgen, für sich geltend machte. Freilich wird man schwerlich behaupten können, dass dieser Bewerber um den Thron in Burgund dem König Robert der erwünschteste gewesen sein mag; nur im Vergleich mit einer Vereinigung der burgundischen und deutschen Krone war die Succession Odos für das französische Interesse vortheilhaft.

Dieser Odo selbst, von rücksichtsloser Entschlossenheit, war nicht gemeint, den Augenblick ungenützt vorbeigehen zu lassen, wo mit Heinrichs Tode die von demselben auf Grund der Verwandtschaft mit dem burgundischen Königshause erworbenen und vertragsmässig festgestellten Ansprüche erloschen waren. Er ergriff seine Aufgabe mit grosser Klugheit und Gewandtheit. Den schwachen König Rudolf wusste er von der deutschen Partei abzuziehen. Unter den burgundischen Grossen selbst verschaffte er sich einen nicht unbeträchtlichen Anhang. Mit dem Lehnsherrn, König Robert von Frankreich, mit dem er bisher oft genug gehadert hatte, schloss er Frieden und Freundschaft und bewarb sich ernstlich um seine Unterstützung. Ja, es sind Spuren vorhanden, dass dieser umsichtige Fürst Verbindungen mit Wilhelm von Aquitanien, dem italischen Kronprätendenten und nach Norden hin mit Balduin von Flandern angeknüpft hat. Es bildete sich eine weitverzweigte und gefährliche Coalition gegen die deutsche Machtstellung in diesen südlichen

und westlichen Gebieten — und in Deutschland das Interregnum einer schwachen Frau und der Hader eigensüchtiger Gewalthaber.

Dringender noch waren die Gefahren, die dem Reiche von Osten her¹⁾ drohten. Für Boleslaus Chrobry, den eigentlichen Gründer des Polenreiches — und man möchte wohl sagen, den ersten Träger der panslavistischen Ideen — war das Abscheiden des römischen Kaisers das Zeichen, offenkundig seinen Abfall vom deutschen Reiche zu erklären, auch der Form nach seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit auszudrücken. Es hemmte ihn in seinem Aufstreben gewaltig, dass er einen Lehnsherrn über sich erkennen sollte. Die faktische Abhängigkeit seines Reiches von Deutschland war stets eine lose und wenig gefestete gewesen. Nunmehr nahm er aber auch den Titel eines Königs von Polen an und kündigte damit jedes Unterordnungsverhältniss zu dem deutschen König. Bei seinem energischen, vorwärtsdrängenden Character war es vorauszusehen, dass dieser eigenmächtigen Standeserhöhung bald Thaten des dadurch gesteigerten Ehrgeizes und Selbstgefühls folgen würden. Die Gefahren einer polnischen Invasion und Unterjochung hingen nicht nur über den Wenden der Oder- und Elbgegenden, die mit theurem Blute deutscher Herrschaft und deutscher Bildung allmählig erworben und gewonnen worden waren und für welche Abhängigkeit von Polen den Rückfall in Barbarei und Heidenthum wenigstens auf längere Zeit hinaus bedeutete; sondern sie schwebten nicht weniger über den sächsischen Marken, den weit vorgeschobenen Grenzwaichen deutschen Wesens. Und verheerende Einfälle, Raub- und Rachezüge hatte das ganze Sachsen zu befürchten, wenn es nicht gelang, den wilden Polen baldigst niederzukämpfen. Es handelte sich hier um eine Lebensfrage für die deutschen Interessen: eine Zeit unthätigen Abwartens zog unausbleiblich ein Zurückweichen des germanischen Elementes aus allen neu angelegten Gründungen, andererseits einen Aufschwung der Slaven nach sich, der viel deutsches Blut kosten konnte.

Nicht minder besorgnissvoll mussten die Bewohner der nordsächsischen Bezirke nach Norden blicken. Dort hatte

1) Vgl. Giesebrecht a. a. O.

sich unter dem kraftvollen, jugendmuthigen Cnut ein dänisch-englisches Reich gebildet, das wohl im Stande war, die den Dänen abgewonnenen Streifen Landes, die Mark Schleswig und das Gebiet bis zu Eider und Elbe mit gewaffneter Hand zurückzuerobern. Dass dies die Absicht der Dänen war, dass auch sie diesen Augenblick für den günstigsten gehalten haben werden, steht nicht zu bezweifeln. —

Gefahren ringsum, die eindringlich genug mahnten, so schnell als möglich dem verwaisten Reiche einen neuen kräftigen Herrscher zu setzen. Indessen scheint das Gefühl davon anfangs in Deutschland nicht lebhaft genug gewesen zu sein, um die kleinen Gesichtspunkte vor dem Interesse des Ganzen zurücktreten zu lassen. Wir hören von unruhigen Bewegungen, die gleich nach Heinrichs Tode im Reiche ausgebrochen seien ¹⁾. Der höchste Richter, der oberste Lehns-herr war geschieden und so mochte Mancher (und nicht am wenigsten die Grossen) im jungen Besitz einer unbeschränkten Freiheit und im Bewusstsein der Strafflosigkeit das Gelüst verspüren, etwaige Ansprüche ohne Urtheil und Recht durchzufechten. Fehden und Gewaltthaten erfüllten alle Einsichtigen mit banger Sorge. Der Schutz, den die einstweilige Uebernahme des Regimentes Seitens der verwittweten Kaiserin Kunigunde und ihrer Brüder Heinrichs, Herzogs von Baiern und Theodorichs, Bischofs von Metz bieten mochte, konnte doch nur ein sehr schwacher sein; um so mehr, da man die rechtlichen Befugnisse der Kaiserin hierzu sehr in Zweifel zu ziehen vermochte. Wie hätte sie auch in den weiten Gauen des Reiches ohne Machtmittel die Ordnung aufrecht erhalten können, die kaum der gewaltige Arm gefürchteter Kaiser herzustellen im Stande gewesen war! Wohl aber konnte sie den Schwachen und Gutgesinnten ein einigender Mittelpunkt sein; sie konnte auf das passendste die Einleitungen zu einer neuen Wahl treffen.

Denn eben das war die grosse Frage, an welche sich der Fortbestand des Reichsverbandes knüpfte, ob die deutschen Stämme sich einen neuen Herrscher einmüthig erwäh-

1) Die Hauptquelle der nachfolgenden Darstellung: Wipo, Vita Chuonradi c. 1 sequ.

len würden. Als mit Kaiser Heinrich II der Mannsstamm des sächsischen Hauses ausgestorben war, zeigte sich recht deutlich, wie verderblich es war, dass man die rechtliche Constituirung des Reiches so gänzlich vernachlässigt hatte. Als einzige Richtschnur konnten die Formen dienen, die bei früheren Wahlen beobachtet worden waren und die nunmehr als gewohnheitsrechtliche geltend gemacht werden konnten. Aber dabei stand es natürlich in Jedermanns Belieben, die Kraft solcher Präcedenzfälle anzuerkennen oder zu leugnen.

Vor allem musste es sich darum handeln, die verschiedenen Stämme zu einer gemeinsamen Wahlversammlung zu vermögen. Ganz besonders massgebend dafür mussten die Vorgänge bei den Wahlen Konrad I. und Heinrich I. sein, welche ohne jeglichen Rechtsanspruch durch die freie Ueber-einkunft der Grossen zur Herrschaft gelangt waren. Hatten bei des Ersteren Wahl die Lothringer gänzlich und die Alemannen und Baiern zum weitaus grössten Theile gefehlt, so wurde der Letztere hauptsächlich von den Sachsen und Franken gekürt. Der übrigen Stämme Anerkennung musste sich Heinrich erst auf die eine und die andere Weise gewinnen. Es konnte somit fraglich erscheinen, ob jeder deutsche Stamm verpflichtet sei, an einer Wahlversammlung der übrigen Stämme Theil zu nehmen und wie weit der Beschluss einer solchen für ihn bindend sei? — Heinrich I. und die Ottonen bemühten sich dann freilich dem Reiche einen einheitlichen Character zu geben; aber auch dies geschah nicht eigentlich constitutiv, sondern, wie so oft im deutschen Recht, mehr gewohnheitsmässig. Die Nachfolge wurde bis auf Heinrich II. schon immer bei Lebzeiten des Königs festgesetzt, und diese ununterbrochene Succession der vier sächsischen Könige war von der grössten Bedeutung. Der Grundsatz, dass ohne schreiende Ungerechtigkeit die nächsten Verwandten nicht von dem Throne ausgeschlossen werden konnten, bürgerte sich während dieser Periode so sehr ein, dass die mangelnde Verwandtschaft gleich nach Otto III. Tode als ein Hinderungsgrund der Wahl bezeichnet werden kann ¹⁾. Indessen blieben die alten Formen bestehen; nicht ipso jure, sondern

1) Thietmar Merseb. Chron. lib. IV. c. 32.

durch die Wahl der deutschen Stämme succedirten die Ottonen einander. Bei ihrer Wahl traten, so weit es sich erkennen lässt, die Sachsen und Franken als die vorzugsweise zur Wahl des Königs berechtigten Stämme auf. Ob sie Anspruch auf alleinige Berechtigung zum Kürten des Reichsoberhauptes gemacht haben, lässt sich nicht recht ersehen.

Der Tod Otto III. unterbrach die Continuität der Erbfolge. Ein Successor war bei seinen Lebzeiten nicht erwählt worden. Wohl aber machte der letzte Sprössling des Ottonischen Mannsstammes sein Erbrecht geltend. Gegen ihn erhoben sich dann der Herzog Hermann von Schwaben und der Markgraf Eckard von Meissen. Zu einer eigentlichen Wahl ist es nicht gekommen. Zwar kürten fränkische, oberlothringische und bairische Grosse Heinrich II. zum König; indessen ist diese Wahlhandlung angefochten worden und kann in der That als ordnungsmässig nicht betrachtet werden. Demgemäss gewinnen wir aus ihr auch kein neues Material zur Beantwortung der vorliegenden Frage. Jedoch sind auch hierbei zwei Momente beachtenswerth; die Verwandtschaft mit dem verstorbenen Herrscher hebt Heinrich neben der Gunst der Geistlichkeit und des Erzbischofs Willagis über seine Mitbewerber empor; andererseits regen sich in dieser Zeit auch die bis dahin passiv gebliebenen Stämme und zwei stellen geradezu Thronbewerber aus ihrer Mitte auf.

Ein ganz zutreffendes Präcedens liegt somit für die Wahl eines Nachfolgers Heinrich II. nicht vor. Die Wahlen Konrads I. und Heinrich I. sind dadurch für diese Zeiten nicht massgebend, weil sich die Stellung der deutschen Stämme seither ganz wesentlich verändert hat. Die Lothringer, Alemannen und Baiern treten jetzt den Sachsen und Franken bei der Ausübung des Wahlrechts concurrirend zur Seite. Aber wenn sie auch unzweifelhaft zur Theilnahme an dem Wahlakte berechtigt sind, eine Verpflichtung dazu bestand jedenfalls nicht. Es konnten jetzt ebensowohl wie nach Otto III. Tode die einzelnen Stämme verschiedene Candidaten aufstellen und in ihren Stammesversammlungen wählen.

Dass die Frage nach der Berechtigung und Verpflichtung der einzelnen Stämme, an einer gemeinsamen Neuwahl des Königs sich zu betheiligen, damals ventilirt worden ist

und schon aus diesem Grunde nicht müssig zu nennen sein dürfte, geht daraus hervor, dass Wipo gleich am Anfange der Schilderung, die er von der Wahl Conrad II. giebt, mit grosser Gewissenhaftigkeit die verschiedenen Stämme, die an derselben Theil nahmen, aufführt und das Ausbleiben einzelner z. B. der Italiener entschuldigt.

Eine andere, nicht minder wichtige Frage, die aufgeworfen werden musste, war die: wer berechtigt und verpflichtet sei, die Wähler an einen bestimmten Ort zu berufen und die Wahlhandlung zu leiten? Von wem die Berufung ausgegangen ist, erfahren wir nicht. Es ist aber kaum zu bezweifeln, dass dieses Recht dem Erzbischof von Mainz zustand. Abgesehen davon, dass dieser des Reiches Erzkanzler und Primas war, fällt es schwer ins Gewicht, dass in seinem Sprengel, auf fränkischer Erde, die Wahl vor sich gehen musste. — Zudem, Heinrich II. war in Mainz gewählt und gekrönt worden.

Dass der Erzbischof von Mainz die Wahl leitete, ist aus den Quellen ersichtlich ¹⁾. Inwieweit er schon damals dazu berechtigt war, wird sich kaum feststellen lassen; doch haben schon bei den Wahlen Konrad I. und Heinrich I. die Erzbischöfe von Mainz eine Hauptrolle gespielt.

In Betracht kommt ferner die Frage nach dem aktiven und passiven Wahlrecht. So leicht die Entscheidung in dieser Beziehung vom rechtlichen Standpunkte sein mochte, faktisch ist sie es keineswegs. Die Gemeinfreien, die ursprünglich unzweifelhaft den König gewählt hatten, sind in unserer Zeit schon zum Theil verschwunden. Ueberall waren sie von den Lehnsleuten zurückgedrängt worden. Wo es ihrer noch gab, werden sie ihr altes, gutes Recht gewiss in Anspruch genommen haben. Wenn es sich auch nicht constatiren lässt, dass irgendwelche von ihnen an der Wahl theilgenommen haben, so wird ihrer doch bei der dem neugewählten König zu leistenden Huldigung auf das bestimmteste gedacht ²⁾. Und so lässt sich der Schluss schon rechtfertigen, dass die Gemeinfreien auch jetzt noch den König zu wählen mitbe-

1) Wipo c. 2. wo das *rogatus a populo* die Uebertragung der Leitung bedeutet.

2) Wipo c. 4.

rechtigt sind. Indessen lagen die Umstände so, dass die Entscheidung bei den Mächtigen stand, die sich längst über den gemeinen Mann von Adel hoch emporgeschwungen hatten. Dazu gehörten vor allen die Würdenträger der Kirche, die Erzbischöfe und Bischöfe, die reichsfreien Aebte, die zuweilen über Tausende von Lehnsleuten und über reiche Einkünfte verfügten; ferner die Herzöge der Stämme, die Markgrafen und Grafen, die keinen anderen Herrn als den König über sich erkannten. Das musste in Wahrheit der Kreis der eigentlichen Wähler sein, der in dieser Zeit offenbar noch nicht auf eine bestimmte Zahl beschränkt war. In ihren Händen war die Macht und somit auch das Recht, einen neuen Herrscher einzusetzen.

Ebenso verständlich und naturgemäss ist es, dass die rechtliche Fiktion, als sei jeder freie Mann zum Könige wählbar, thatsächlich wenig besagen wollte, seitdem die ursprüngliche Gleichheit der Gaugenossen untergegangen war und tiefeinschneidende Ständeunterschiede sich gebildet hatten. In dieser Beziehung waren gewiss die faktischen Verhältnisse ein vollständiger Ersatz für die rechtlichen Normen.

Wir finden in den Quellen keine glaubwürdige Nachricht darüber, ob Heinrich II. daran gedacht hat, durch seinen Einfluss die deutschen Stämme schon bei Lebzeiten zur vorläufigen Aufstellung eines Nachfolgers im Regiment zu vermögen. Wenn nun auch dieses Schweigen der gleichzeitigen Berichte nicht allzu hoch angeschlagen werden darf, so geht wenigstens soviel daraus hervor, dass, wenn der Kaiser in der That Anstrengungen in dieser Richtung gemacht haben sollte, sie zu keinem abschliessenden Resultat geführt haben können. Wir finden auch bei dem Wahlakt selbst keine Spur davon, dass die Wähler auf diese Weise gebunden gewesen wären.

Wenn es sich nun darum handelte, eine Kandidatenliste für die vorzunehmende Wahl aufzustellen, so lag es in der Natur der Sache, dass die Zahl der Männer, die geeignet zur Uebernahme der Herrschaft erscheinen konnten, keine grosse war; vor allem mussten sich die Augen der Wähler auf die Herzöge richten; und diese selbst werden sich Hoffnungen auf die Erlangung der höchsten Würde gemacht haben. In-

dessen auch unter den übrigen Grossen mag sich Mancher nicht für zu gering erachtet haben, seine Wünsche und Pläne bis zu dem Diadem zu erheben. Es konnte nicht fehlen, dass derartige Entwürfe und Bestrebungen während des Interregnums zu mannigfachen Reibungen führten und es wird seine volle Richtigkeit haben, wenn Wipo berichtet, dass jeglicher Mächtige im Reich mehr durch Anwendung physischer Gewalt als geistiger Ueberlegenheit entweder den ersten oder auf die eine oder andere Weise den zweiten Platz zu erhalten bemüht gewesen sei. Aber lange Zeit können so ausschweifende Erwartungen von Vielen nicht gehegt worden sein. Es kam dabei vornehmlich darauf an, die einflussreichsten unter den Wählern zu gewinnen; und diese werden bald je nach den verschiedenen Interessen in gewisse Parteiungen auseinander gegangen sein. Unter den weltlichen Fürsten zwar tritt ein grösserer Zusammenhang nicht hervor; es erklärt sich das daraus, dass ein Jeder seine eigene Politik verfolgen musste, sofern er selbst die Herrschaft zu gewinnen trachtete. Darin mag es begründet sein, dass sie sowohl vor der Wahl als bei der Wahlhandlung selbst von den geistlichen Würdenträgern so durchaus in den Schatten gestellt werden. Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit ausmachen, ob und welche Herzöge bei der endlichen Versammlung der Wähler zugegen gewesen sind. Grade dieses Schweigen der Quellen ist bemerkenswerth: denn von tiefer greifendem Einfluss kann also die Thätigkeit der Stammesherzöge nicht gewesen sein. Sie mag sich darauf beschränkt haben, für die eigene Wahl in den Versammlungen der Stammesgenossen zu wirken. Das Beispiel des Sachsenherzogs Bernhard wenigstens führt uns zu dieser Vermuthung. Es wird erzählt ¹⁾, dass nach Heinrich II. Tode die Sachsen nach gewohnter Weise zu Werl zusammengekommen seien, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen. Es sei unter anderem auch über die Wahl eines neuen Königs verhandelt worden. Auf dieser Versammlung hätten Thietmar, der Bruder des Sachsenherzogs Bernhard, und Meinwerk, der Bischof von Paderborn, ihre Streitigkeiten ausgetragen. —

1) Vita Meinwerki c. 195.

Diese Notiz hat allerhand Deutungen erfahren ¹⁾. Mir scheint es am einfachsten, anzunehmen, dass die Sachsen die Absicht gehabt haben, die deutsche Königswürde, die so lange Zeit von Fürsten aus ihrem Stamme bekleidet worden war, auch in diesem Augenblick einem aus ihrer Mitte zu übertragen. Bernhard wird versucht haben, eine Einigung aller sächsischen Grossen zu Stande zu bringen. Denn dass die sächsischen Grossen, wie Giesebrecht meint, um der allgemeinen Wohlfahrt willen, allen Händeln entsagt hätten, ist an und für sich nicht sehr wahrscheinlich; und der Umstand, dass eine Partei der Sachsen — leider lässt sich nicht ausmachen, welche; — an der Wahl nicht Theil nahm, sondern dem gewählten König erst in Sachsen selbst huldigte, ist nicht gerade geeignet, diese Ansicht glaubwürdiger zu machen. Dazu kommt noch, dass der eine der Paciscenten, Meinwerk, ein überaus verschlagener und habsüchtiger Mann, am allerwenigsten die Wahl Konrads wird haben befördern helfen wollen. Er verlor dadurch, wie später gezeigt werden wird, eine Grafschaft, die ihm Heinrich II. geschenkt hatte. Und sein ganzes Benehmen in der Folgezeit beweist, dass er dem König bis zu dessen Römerzuge vollständig fern stand.

Die Herzöge werden den einen Gesichtspunkt streng festgehalten haben, keinen aus ihrer Mitte den Thron besteigen zu lassen, damit sie in ihrer Autonomie nicht gefährdet würden. Da sie auf diese Weise aber unmöglich zu einer Parteibildung kommen konnten, so mögen sie sich, sobald durch die Vereinigung einer grossen Zahl geistlicher Würdenträger die Wahl des von diesen aufgestellten Candidaten gesichert erschien, den Bischöfen angeschlossen haben. So erklärt es sich, dass die letzteren einen so durchaus überwiegenden Einfluss auf die Wahl ausübten.

Diese hatten Tendenzen, die nicht nur von denen der weltlichen Fürsten verschieden, sondern auch unter einander entgegengesetzt waren. Sie waren durch die Gunst Heinrichs nicht nur ungemein bereichert, sondern auch zu den wichtigsten Staatsgeschäften zugezogen worden. Absichtlich hatte Heinrich den Gegensatz zwischen ihnen und den weltlichen Fürsten gepflegt; auf sie hatte er sich fast ausschliess-

1) Vergl. meine Kritik der Nachrichten über die Wahl Konrad II.

lich gestützt. Diese hervorragende Stellung zu behaupten musste im Allgemeinen ihr Bestreben sein; darin konnten sie einmüthig vorgehen. Nur freilich dass dann in zweiter Linie auch hier unerfüllte Ansprüche, unbefriedigter Ehrgeiz, Neid und Eifersucht einzelne Gruppen hervorriefen, die daran dachten, da ein günstiges Geschick ihnen die Wahl des neuen Königs in die Hände spielte, diesen Augenblick zur Befriedigung ihrer Wünsche zu benützen.

Der angesehenste und durch seine Stellung mächtigste Kirchenfürst damaliger Zeit war der Erzbischof von Mainz, Aribio, aus einem hervorragenden bairischen Geschlecht, das mit Heinrich II. in Verwandtschaft gestanden hatte. Seine politische Schule hatte Aribio in der Kanzlei Heinrich II. gemacht und sich dabei die besondere Gunst der Kaiserin Kunigunde gewonnen. Auf ihren Wunsch war er vor mehreren Jahren (1021) auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden, den ersten Deutschlands, dessen er wegen seiner hervorragenden Eigenschaften und seiner Bildung nicht unwürdig war¹⁾. Er war ein Mann von unruhigem, unbegrenzten Ehrgeiz, der ihn antrieb, kühn seine Hand nach dem Höchsten auszustrecken. Bald nach seiner Erhebung hatte er den Versuch gemacht, dem Kaiser und dem Papst zum Trotz seine Metropolitangewalt von Rom unabhängig zu machen, eine deutsche Nationalkirche zu begründen. Bonifacius hatte einst den eben gepflanzten Schössling an den starken Baum, der ihm Halt gewährte, anlehnen müssen. Nunmehr aber waren die Verhältnisse eher umgekehrt; die deutsche Kirche hoch gehoben durch Heinrich, ausgezeichnet durch eine Reihe trefflicher und kräftiger Prälaten; der Papst schwach, umdrängt von feindlichen Grossen, abhängig vom deutschen König. Aribio hatte es verstanden, seine Suffraganbischöfe, selbst die eifrigsten Anhänger Heinrichs, in dieser folgenschweren Frage für sich zu gewinnen. Selbst dass der Kaiser das Unternehmen nicht begünstigte, schien es in seinem Fortgange nicht aufzuhalten. Die Synode von Seligenstadt (1022) fasste die weitgehendsten Beschlüsse in Aribio's Sinne. Sogar die Amtsentsetzung, mit der der Papst

2) Vergl. Giesebrecht II, p. 192. Vgl. auch p. 170.

drohte, schreckte weder den Erzbischof noch seine Anhänger. Da wendete der Tod Papst Benedikts und Kaiser Heinrichs die Aufmerksamkeit Aller auf andere Dinge.

Dem Erzbischof musste nun vor allem daran liegen, einen König seiner Wahl den Thron besteigen zu sehen. Denn so mächtig seine Stellung auch war, sie hatte nicht verfehlt, ihm überall Neider und Feinde zu erwecken, deren Zahl dann durch sein gewaltsames und herrschsüchtiges Auftreten vermehrt worden war. Auch unter seinen Suffraganen begannen sich die ersten Regungen eines erwachenden Widerstandes gegen seine Machtsprüche zu zeigen ¹⁾.

Sein Hauptgegner war Pilgrim, Erzbischof von Cöln, ein Blutsverwandter von ihm, ebenfalls bairischer Abkunft; zugleich sein Nebenbuhler im deutschen Primat. Pilgrim verdankte seine Tiara der persönlichen Gunst Heinrich II. Selbstredend hatte auch er der kaiserlichen Kapelle angehört; mehrere Jahre hindurch hatte er die italienischen Angelegenheiten bearbeitet. Auch nach seiner Erhebung blieb er den Geschäften nahe und nahm an dem dritten Zuge Kaiser Heinrichs nach Italien Theil. Er führte persönlich eine Abtheilung des deutschen Heeres nach Rom ²⁾. — Sein angelegentlichstes Streben ging dahin, dem Erzbisthum Cöln den früheren fast ganz verloren gegangenen Glanz wieder zu verschaffen. Er stellte es sich zur Lebensaufgabe, die alten Ansprüche seines Erzstiftes auf das Erzkanzleramt in Italien, auf das Recht der Krönung des erwählten Königs und wo möglich auch den Anspruch auf eine gleichberechtigte Stellung neben Mainz durchzukämpfen. Wie vordem bei der Wahl Heinrich II. der Erzbischof Heribert von Köln gegen den Mainzer Willegis aufgetreten war, so erhebt sich jetzt gegen Aribo dieser Pilgrim. Mit den Interessen seiner Würde verschmolz sich persönlicher Ergeiz; mit der Rivalität zwischen den beiden Erzstiftern die Eifersucht der beiden Häupter. Pilgrim stand Aribo an Bildung wie an Klugheit nicht im mindesten nach. Uebertraf er ihn darin nicht, so war er ihm wenigstens entschieden überlegen durch eine Geschmeidigkeit des

1) Streit mit Hildesheim über Kloster Gandersheim. Giesebrecht II. p. 194.

2) Vergl. Giesebrecht a. a. O. p. 170. 182.

Wesens, die ihn befähigte, rechtzeitig einzulenken und die Zeitumstände auf die eine oder die andere Art auszubeuten. Aribos Politik war eine kühn vorwärtsschreitende, rücksichtslose, oft abstossende, Piligrims eine feine, im Augenblick nachgebende und doch zäh festhaltende. Er mag sich wohl bewusst gewesen sein, dass er durch Geschicklichkeit den an Macht überlegenen Nebenbuhler besiegen müsse. —

Aber in diesem Falle konnte er doch nicht ruhig und abwartend zusehen, wie der Erzbischof von Mainz einen Candidaten aufstelle und durchsetze; in diesem entscheidenden Augenblicke musste er seine vorsichtige Haltung aufgeben, angreifend vorgehen, alles aufs Spiel setzen, um alles zu gewinnen. Dem von Aribo begünstigten Thronbewerber musste er offen entgentreten, ihm einen anderen entgegenstellen.

Um diese beiden Kirchenfürsten sammelten sich die beiden Parteien, deren Umriss sich in der kargen Ueberlieferung ungefähr erkennen lassen. —

Nachdem in dem Streite der entgegenlaufenden Interessen die Verhältnisse sich soweit geklärt hatten, dass sich absehen liess, welche Kräfte den Ausschlag geben würden, war es möglich, mit den einzelnen Grossen im Reich über den Zutritt zu der einen oder anderen Partei zu verhandeln. Es kam darauf an, Gesichtspunkte aufzustellen, auf die die Mehrzahl der Wähler eingehen konnte. Dazu gehörte, dass der aufzustellende Thronbewerber aus keiner Familie von allzugrosser Macht stamme; eine Forderung, die ohne Zweifel von den weltlichen Grossen gestellt wurde, deren Erfüllung sie voraussichtlich gewann. Andererseits musste er mächtig und kräftig genug sein, um die bestehende Ordnung aufrecht erhalten, die Bischöfe in den erworbenen Besitzungen und Gerechtsamen schirmen zu können. Er musste ein ergebener Sohn der Kirche und geneigt sein, den Geistlichen den Antheil am Reichsregimente, den ihnen König Heinrich eingeräumt hatte, zu belassen. — Es ist kein Zweifel dass Aribo auf diese Gesichtspunkte eingegangen sein wird. Ihm persönlich wird es noch darauf angekommen sein, einen Mann aufzustellen, der ihm in der grossen kirchlichen Frage vollständig beistimme oder freie Hand lasse. Wenn es dann gelang, einen Verwandten des ausgestorbenen Hauses, der

allen diesen Bedingungen entsprach, ausfindig zu machen, so musste sich Aribos Partei noch um alle diejenigen verstärken, denen etwas daran lag, dass die folgende Regierung auch rechtlich eine Fortsetzung der vorigen gewissermassen nach Erbrecht sei. Als solche können die Kaiserin Kuni-gunde und ihre Brüder, der Bischof von Metz und der Herzog von Baiern, betrachtet werden. Dann musste auch jeder Widerstand gegen den neuen Herrscher als illegal erscheinen.

Während die Interessen, die zu dieser Parteibildung im Sinne des Erzbischofs von Mainz führten, im Grunde genommen doch allgemeinerer Natur waren, lassen sich von den Motiven der Gegenpartei kaum noch andere als rein persönliche erkennen. Pilgrim unterstützte aus den vorher berührten Gründen natürlich am ehesten denjenigen Candidaten, der am geeignetsten schien, mit dem Aribos in die Schranken zu treten. —

Die Ueberlieferung schweigt fast gänzlich über die Verhandlungen, die dem eigentlichen Wahltage vorangingen. Nur mit Mühe und nur combinatorisch lassen sich einzelne Züge herstellen, die auf diese Verhältnisse einiges Licht werfen. Wipo erzählt zwar, dass eifrige Verhandlungen theils mündlich theils schriftlich gepflogen worden seien. Indessen nach seiner Darstellung der eigentlichen Wahl möchte es scheinen, als ob eine Einigung einer grösseren Anzahl einflussreicher Persönlichkeiten über die vorzuschlagenden Candidaten vor dem Wahltermine nicht stattgefunden hätte. Das entspricht jedoch so wenig dem natürlichen Gange der Dinge, sowie einzelnen glaubhaft überlieferten Notizen, dass es vollkommen gerechtfertigt erscheint, hierin von seinen Angaben abzuweichen. Es wird dadurch nicht ausgeschlossen, dass dann am Tage der Wahl selbst vor dem grossen Kreise der Wähler noch einmal die Candidaturen alle vorgenommen wurden.

Es ist bereits hervorgehoben worden, dass die Herzöge aus verschiedenen Gründen als Candidaten nicht durchdringen konnten. Es werden die Gesichtspunkte, welche Wipo hervorhebt, hohes Alter, allzu grosse Jugendlichkeit, unerprobte Tüchtigkeit, Anmasslichkeit, welche selbst einem Fernerstehenden auffallen konnten, nicht die allein massgebenden.

den gewesen sein; sondern es entsprach in der That keiner dieser Fürsten den Bedingungen, deren Berücksichtigung bei der Bildung einer grösseren Partei nöthig war. Besonders wird die gegenseitige Eifersucht und die Macht, die sie besaßen, ihnen hinderlich gewesen sein.

Wohl aber gab es einen Mann in deutschen Landen, dessen Aufstellung als Thronbewerber grössere Aussicht auf Erfolg versprach. — Was zunächst die Augen Aller auf ihn gelenkt haben mag, wird sein verwandtschaftliches Verhältniss zu dem sächsischen Hause gewesen sein. Schon sein Grossvater hätte nach Otto III. Tode mit Heinrich in Bezug auf die Nachfolge nach Erbrecht in die Schranken treten können. Der edle Greis hatte es abgelehnt. Nun war der Enkel unbestreitbar der erste Thronberechtigte: es ist Konrad der Aeltere von Franken.

Der sächsische Mannesstamm war mit Heinrich II. erloschen. Konrad war der Urenkel der Liutgarde, ältesten Tochter Otto des Grossen und des Herzog Konrad von Lothringen, der in der Schlacht auf dem Lechfelde ein thatenreiches Leben mit dem ehrenvollsten Tode beschlossen hatte. Damit, wenn die Abstammung weiblicher Seits etwas zu bedeuten hat — und dass dies im deutschen Privatrecht der Fall war, ist bekannt — darf dieser Abkömmling der Liutgarde in der That als der Nächste am Throne bezeichnet werden. Sein Grossvater, jener Otto, der bereits erwähnt wurde, hatte das Herzogthum Kärnthen erhalten. Er hatte bei seinem Tode zwei Söhne weltlichen Standes zurückgelassen, Hezil oder Heinrich und Konrad. Wir wissen nicht, welcher von beiden der ältere gewesen ist. Indessen aus dem Umstande, dass Heinrich sowohl von Wipo als auch in einer Urkunde des Vaters an erster Stelle angeführt, lässt sich vermuthen, dass er der Erstgeborene gewesen sei. Heinrich nun war mit Adelheid, der Tochter einer der edelsten lothringischen Familien vermählt und aus dieser Ehe stammt eben dieser Konrad, von dem wir zu sprechen haben. — Ueber den Vater erfahren wir nichts weiter. Als der Grossvater, der Herzog Otto von Kärnthen, in hohem Greisenalter das Zeitliche segnete, folgte ihm nicht sein Sohn Heinrich, sondern der andere, Konrad; und vielleicht erklärt sich diese

Erbfolge, sowie das Schweigen der Quellen über Heinrich daraus, dass dieser noch vor seinem Vater Otto eines frühen Todes verblieben ist.

Konrad, der Herzog von Kärnthen, hatte sich mit Mathilde, der Tochter des Schwabenherzogs Hermann vermählt und aus dieser Ehe entspross ein Sohn, der ebenfalls den Namen Konrad empfing und der zum Unterschied von seinem älteren Vetter Konrad der Jüngere genannt wird. Auch von ihm wird später noch zu reden sein. Wenden wir uns zunächst der Jugendgeschichte des älteren Konrad zu.

Der Biograph des Bischof Burchard von Worms berichtet ¹⁾, dass dieser Konrad in seiner Jugend wegen seines friedfertigen Gemüths und der Unschuld seines Wesens von seinen Verwandten verachtet worden sei. Deshalb habe er seine Zuflucht zu dem genannten Bischof genommen und sei von demselben an Sohnes Statt in Gottesfurcht und Liebe zum Herrn auferzogen worden. — Die Stellung Konrads zu seinen Verwandten mag noch aus ganz anderen Gründen eine feindselige geworden sein. Dass nach des Grossvaters Tode das Herzogthum Kärnthen an seinen Oheim Konrad übergegangen und dabei das Erbrecht des Vaters bez. das seinige unberücksichtigt geblieben war, wird ihn mit tiefem Groll und Unmuth gegen die andere Linie seines Hauses und gegen den Oberlehnsherrn, den König Heinrich, erfüllt haben. Die Vermuthung, dass er auch um das Erbe des Vaters mit den Verwandten gestritten habe, hat viel für sich. Die Spannung musste auf einen hohen Grad gekommen sein, wenn er den Interessen der Familie, die in Worms eine Burg besass und von dieser aus dem Bischof die Herrschaft über die Stadt streitig machte, den Rücken wandte und zu dem klugen und gefürchteten Feinde übertrat. Ob Konrad ganz auf die Gesichtspunkte des gelehrten Bischofs eingegangen ist und ob er im Verkehr mit demselben sich einige wissenschaftliche Bildung erworben hat, steht billig zu bezweifeln. Denn man findet in späteren Jahren kein besonderes Interesse für die Kirche bei ihm und sein Lobredner Wipo behauptet sogar gradezu, in den Wissenschaften sei er uner-

1) Vita Burchardi c. 7.

fahren geblieben. Jedenfalls haben ihn die Künste des Krieges mehr angezogen: ein mannhafter Ritter und geschickter Feldherr zu werden, war ihm bestimmt. Das persönliche Verhältniss zu Burchard dagegen muss ein vertrautes gewesen sein; Konrad hat mit Dankbarkeit und Liebe an dem Freunde seiner Jugend festgehalten. — Später hat Kaiser Heinrich den Feindseligkeiten zwischen den Konradinern und dem Bischof ein Ende gemacht: ob aber dem jungen Konrad von Seiten der Verwandten Verzeihung für den Abfall von der Familie zu Theil geworden ist, wissen wir nicht. Es ist nicht recht glaublich. So lange die Motive zu der gegenseitigen Feindseligkeit fortbestanden, wird der Hader auch gedauert haben. Erst als der Oheim, der Herzog Konrad von Kärnthen, im Jahre 1012 starb, scheinen die beiden Vettern gleichen Namens einander näher getreten zu sein. Die Herzogswürde in Kärnthen war von Kaiser Heinrich dem konradinischen Hause ganz entzogen und einem gewissen Adalbero übertragen worden. Auf diese Weise bildete sich zwischen den beiden Konraden ein gemeinsames Interesse gegen ein und denselben Feind und sie machten später (im J. 1019) mit vereinten Kräften den Versuch, den Adalbero der Herrschaft zu berauben. In einer Schlacht bei Ulm schlugen sie ihn wohl auch auf das Haupt. Ihre Absicht jedoch vermochten sie nicht durchzuführen. Der Kaiser wird ihrem verwegenen Beginnen Einhalt gethan haben.

Auch in anderen Fehden tummelte sich Konrad der Aeltere wacker herum. Wir hören, dass er im J. 1017 seinen Oheim von mütterlicher Seite, den Grafen Gerhard, den eifrigsten Widersacher Kaiser Heinrichs, im Kampfe gegen den Herzog Gottfried von Lothringen unterstützte und in einem Gefecht verwundet wurde. — Hatte Konrad seinerseits gerechten Grund dem Kaiser darüber zu grollen, dass er ihn zweimal bei der Besetzung der herzoglichen Würde in Kärnthen übergangen hatte, so wird auch Heinrich dem trotzig Vasallen, der zweimal den Gegnern der gesetzlichen Gewalt in Deutschland sein gutes Schwert geliehen hatte, seine volle Ungnade zu erkennen gegeben haben. Die Abneigung zu verstärken kam nun noch hinzu, dass Konrad in dieser Zeit (1016 oder 1017) sich mit einer Frau vermählte, zu der er in

einem der verbotenen Verwandtschaftsgrade stand; — eine Ehe, die dem streng kirchlich gesinnten Kaiser ein Gräuel sein musste. Es war Gisela, die älteste Tochter des reichen Herzogs Hermann von Schwaben, dessen zweite Tochter Mathilde, wie oben berührt, dem Oheim unseres Konrad vermählt worden war. — Gisela war zuerst die Gemahlin des Grafen Bruno von Braunschweig geworden, dem sie einen Sohn Liudolf geboren hatte. Nach dessen Tode hatte sie dem Babenberger Ernst ihre Hand gereicht, der nach ihres Vaters Tode bei dem Mangel an männlichen Erben mit dem Herzogthum Schwaben belehnt worden war. Auch dieser starb in der Fülle der Jugend: ein unglücklicher Pfeilschuss aus seiner Umgebung tödtete ihn im Jahre 1015 auf der Jagd. Er hinterliess Gisela mit zwei zarten Söhnen, deren ältester nach dem Vater Ernst benannt war. Diesem unmündigen Knaben übertrug der Kaiser die herzogliche Würde und setzte Gisela zu seiner Vormünderin. Nichts destoweniger vermählte sich Gisela kurz darauf gegen den Willen Heinrichs mit Konrad dem Aelteren, obwohl auch die Kirche gegen diese Ehe Einwände erhob. — Gisela kann damals nicht eben mehr jugendlich gewesen sein; sie wird mindestens eben so alt wie Konrad oder wahrscheinlich älter gewesen sein. Indessen rühmt Wipo auch in späteren Jahren noch fesselnde Schönheit und bezaubernde Anmuth an ihr. Und was sie besonders auszeichnet, war die aussergewöhnliche Bildung, die sie besass (sie wurde die Pflegerin und Schützerin der Musen), die grosse Klugheit, die sie in häuslichen wie in weiteren Angelegenheiten zu bestätigen oft Gelegenheit gehabt hat; die Kenntniss der Staatsgeschäfte, die sie sich bei der selbständigen Leitung eines Herzogthums angeeignet hatte; die Entschlossenheit und Consequenz, die weiblichen Gemüthern selten eigen zu sein pflegen. Die beschränkten Machtmittel, die Konrad in seinen Eigengütern besass — Lehen zu suchen, war er zu stolz — wurden durch die Reichthümer, die Gisela von ihrem Vater geerbt hatte, auf die erwünschteste Weise vermehrt. Die Verwaltung des Herzogthums Schwaben und die Vormundschaft über den minderjährigen Ernst behielt Gisela indessen nach ihrer Vermählung mit Konrad nicht mehr; sondern diese wurden vom

Kaiser, wie es scheint, dem Erzbischof Poppo von Trier, dem Oheim des jungen Herzogs väterlicherseits, übertragen. — Wir vernehmen nicht, welchen Eindruck dieser neue Beweis der kaiserlichen Ungnade auf Konrad gemacht hat und ob er etwa dadurch veranlasst worden ist, die Feinde Heinrichs von neuem und noch kräftiger zu unterstützen. Wir hören nur, dass er eine Zeit lang in die Verbannung geschickt wurde. — Wie sich diese Wirren und Irrungen dann schliesslich gelöst haben, entzieht sich ebenfalls jeder Vermuthung. Aber der endliche Ausgang scheint doch der gewesen zu sein, dass Konrad sich vor dem Oberhaupte des Reiches beugte und wieder zu Gnaden auf- und angenommen wurde. Heinrich II. wird die Tüchtigkeit und Standhaftigkeit dieses Mannes in den Fehden, die er mit ihm ausgefochten, kennen zu lernen hinlänglich Gelegenheit gehabt haben, um ihn als Freund desto höher zu schätzen. Andererseits zeigt auch Konrad in allen seinen Handlungen und allen Urkunden so viel Pietät gegen das Andenken des verstorbenen Kaisers, dass die Aussöhnung eine aufrichtige und durchaus rückhaltslose gewesen sein muss. In den Hauptzügen ist seine Politik so sehr eine Fortsetzung und Vollendung der von Heinrich eingeleiteten, dass man fast versucht sein könnte, auf ein vertrautes Verhältniss zwischen ihnen am Ende der Regierungszeit König Heinrichs zu schliessen. Soviel wenigstens steht fest, dass, als Konrad nunmehr als Thronbewerber auftrat, die Partei des verstorbenen Kaisers gegen ihn nichts einzuwenden hatte, sondern auf seiner Seite stand. Zu ihr gehörten vor allem die Kaiserin Kunigunde, ihre Brüder, der Herzog von Baiern und der Bischof von Metz, und sodann der Bischof Eberhard von Bamberg, der vertraute Freund Kaiser Heinrichs, dem alles daran liegen musste, die Wahl eines Mannes durchzusetzen, welcher das junge Bisthum Bamberg, die Schöpfung des verewigten Herrschers, gegen den Andrang der zahlreichen Feinde zu schirmen geneigt wäre. Ob Konrad zuerst von dieser Seite als Candidat aufgestellt worden ist oder ob er mit Geltendmachung seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zu dem erloschenen Herrscherhause selbst als Thronbewerber aufgetreten ist, lässt sich nicht feststellen. Aber das ergibt sich

aus den zusammenhangslosen Notizen, die uns ausser dem Wiponischen Bericht noch zu Gebote stehen, dass Konrad sich eifrigst um die Krone bemüht hat.

Wenn Aribio, dem Konrad wegen der Nähe seiner Besitzungen bei Mainz hinlänglich bekannt sein mochte, ihn nicht geradezu seiner Partei vorgeschlagen haben sollte, so hat er ihn doch wenigstens sicherlich angenommen und thatkräftig unterstützt. Denn Konrad war wirklich der Mann, die Wünsche Vieler zu erfüllen und eine grosse Partei um sich zu sammeln. Von Haus aus nicht übermächtig, war er doch kräftig und willensstark genug, um die Ordnung im Reiche, an der besonders den geistlichen Fürsten viel liegen musste, auf das straffste aufrecht erhalten, jeden Landfriedensbruch nach Gebühr strafen und den Uebermuth der Gewaltigen in die gebührenden Schranken zurückweisen zu können. Mit dieser Entschiedenheit seines Wesens paarte sich eine strenge Gerechtigkeitsliebe und auf der anderen Seite Milde und Mitleiden gegen Arme und Schwache. Er hatte bereits Gelegenheit gehabt, seine Standhaftigkeit und Ausdauer zu bewähren, seinen kühnen Muth und kriegerische Thätigkeit im hellsten Lichte zu zeigen. Er bewies sich bereit, den Forderungen, die die Kirche an ihn stellte, nachzukommen und die Einrichtungen seines Vorgängers anzuerkennen und aufrecht zu erhalten.

Nichts destoweniger versäumte der Erzbischof von Mainz nicht, an die Wahl Bedingungen theils im allgemeinen theils aus persönlichem Interesse zu knüpfen.

Es ist von Rudolfus Glaber, dem vorher öfters erwähnten Cluniacenser Mönche überliefert worden, dass Konrad vor der Wahl versprochen habe, sich von seiner Gemahlin Gisela zu trennen, weil diese Ehe nach den kanonischen Gesetzen verboten war. Er hätte dieses Versprechen aber nachher nicht erfüllt. Giesebrecht hat diese Notiz als unglaubwürdig verworfen, obwohl er selbst nicht in Abrede stellen kann, dass es grade in Aribos Wunsche liegen musste, dieses von der Kirche verdamnte Verhältniss gelöst zu sehen. — Es lässt sich gegen die

Glaubwürdigkeit dieser Nachricht nichts stichhaltiges vorbringen; alles spricht dafür ¹⁾).

Aribo, der bisher als der eifrigste Verfechter des kirchlichen Verbotes der Ehen zwischen Blutsverwandten aufgetreten war, konnte seinem ganzen Character nach seinen Grundsätzen jetzt unmöglich so weit untreu werden, dass er seine Einwilligung zum unkirchlichen Fortbestande dieses Verhältnisses hätte geben können. Er hatte das höchste Interesse, eine Auflösung dieser Ehe herbeizuführen. Es war dies der einzige Punkt, der Konrad für ihn als Thronbewerber unmöglich machte. Er konnte einen in einer illegitimen Ehe lebenden Mann schlechterdings nicht zum König vorschlagen, wenn er nicht seine ganze bisherige Stellung in der Kirche und sein Ansehen bei seinen Amtsbrüdern untergraben wollte. Zudem konnte er grade mit diesem Ansinnen den Mann auf die Probe stellen, wie weit er fähig sei, persönliche Rücksichten den kirchlichen unterzuordnen. Und dessen musste er sich vergewissern: er bedurfte in seinem Streit mit dem Papst der Hülfe des künftigen Königs, wenn er nicht den Feinden seiner Kirche erliegen sollte. Es lag nahe zu wünschen, dass der König sich so wenig als möglich um kirchliche Angelegenheiten kümmere, deren Leitung ganz dem Primas des Reiches überlasse. Nun war dies von Konrad selbst wohl nach der Meinung Aribos zu erwarten; Gisela aber, die ihn ohnehin als Verfolger der von der Kirche verbotenen Ehen nicht eben sonderlich hochgeschätzt haben mag, wird ihm als die verständige und kluge Rathgeberin Konrads auch in dieser Beziehung gefährlich erschienen sein. So vereinigten sich die verschiedenartigsten Beweggründe, die ihn an dieser wichtigsten Bedingung um jeden Preis festzuhalten veranlasseten. Er wird sich mit allen Kräften bemüht haben, von Konrad das Versprechen zu erhalten, nach erfolgter Wahl sich von Gisela trennen zu wollen. Mit ihm werden alle kirchlich gesinnten Bischöfe sich vereint haben; und Odilo, der berühmte Abt des Klosters Cluny, der eigens zu dieser Wahl nach Deutschland kam, wird das ganze Gewicht, das

1) Vgl. meine Kritik der Nachrichten über die Wahl Konrad II.

ihm Alter, Erfahrung und Weisheit verliehen, in eben dieser Richtung geltend gemacht haben.

Konrad hatte zwischen der Krone und seiner Gemahlin Gisela zu wählen. Ohne den Beistand des mächtigen Erzbischofs von Mainz, hinter dem eine ganze Anzahl Bischöfe und der gesammte eifrige Klerus stand, musste es ihm schwer, wenn nicht unmöglich werden, die Krone zu erlangen. Er konnte nicht ausweichen; er musste das Versprechen geben, seine Gemahlin zu verstossen.

Grade dadurch konnte er sich der eifrigsten Hülfe Aribo versichert halten. Es ist ganz offenbar, dass sich der Erzbischof in der Beurtheilung des Characters seines Schützlings irrte. Die Rede, die er bei der Krönung in Mainz hielt, und die Wipo ihrem materiellen Inhalt nach richtig überliefert hat, zeigt ganz deutlich, dass Aribo seine Stellung zu Konrad als die eines zum Tadeln und Mahnen berechtigten geistlichen Freundes auffasste. Die ganze Summe der Gewalt am Hofe und im Reiche sollte in seine Hand kommen. Es ist kaum zu bezweifeln, dass er in diesem Sinne das Erzkanzleramt für Italien, das Heinrich II. dem Bischof Eberhard von Bamberg anvertraut hatte, für sich in Anspruch nahm, um so die gesammten Geschäfte der kaiserlichen Kanzlei leiten zu können. Und Konrad musste ihm auch dies zugestehen. Eberhard wird froh gewesen sein, mit diesem Opfer seine übrigen Gerechtsame gegen alle Angriffe sicher gestellt zu haben. Er erlangte von Konrad deren Bestätigung und schon kurze Zeit nach der wirklich erfolgten Wahl erhielt er die urkundliche Bekräftigung derselben. —

Auch nach einer anderen Seite hin beutete Aribo die Gunst des Augenblickes aus. Heinrich II. hatte dem Erzbisthum Mainz die Grafschaft eines gewissen Dodico entzogen und dieselbe dem Bischof Meinwerk von Paderborn für dessen unermüdliche Dienstleistungen im Kriege geschenkt. Der Erzbischof forderte deren Restitution und setzte sie durch. Konrad beklagte später das dem Stift Paderborn dadurch zugefügte Unrecht: er sei ein Neuling im Regieren gewesen und hätte es nur auf die Einflüsterungen des Mainzers hingethan. Er nahm die erste Urkunde zurück und setzte Mein-

werk wieder in den Besitz der Grafschaft: ein Beweis, wie Konrad blos dem Drange des Augenblicks, der ihm die Hülfe Aribos unentbehrlich machte, bei diesen Begünstigungen nachgegeben hat.

Wie Aribo seine Stimme so theuer als möglich zu verkaufen strebte, so dürfte es auch mit anderen einflussreichen Persönlichkeiten der Fall gewesen sein; die Ueberlieferung schweigt davon, und es fällt in dieses Dunkel nur dadurch ein schwacher Lichtschimmer, dass Konrad selbst in einer kurz nach der Wahl für seinen alten Lehrer ausgestellten Urkunde erwähnt, er erfüllte mit dieser Schenkung an die Wormser Kirche ein „votum caritatis“, das er „ante regni primitias“ abgelegt habe.

So kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass dieser Konrad von Aribo und der ganzen Partei, die ihm anhing, als Candidat angenommen und aufgestellt worden ist, noch bevor die Wahlversammlung zusammentrat. Und ebenso wenig wird man mit der Behauptung irren, dass sich dieser gegenüber eine andere Partei gebildet hatte, die vor der eigentlichen Wahl ebenfalls über die Person des zu wählenden Reichsoberhauptes übereingekommen war. Auch hier hatten sich die verschiedensten Interessen geltend gemacht und doch zusammengefunden. Wir erfahren natürlich nicht, von wem der entscheidende Anstoss zu dieser Parteibildung ausgegangen ist. Auch lässt sich nur vermuthungsweise über die Gesichtspunkte der einzelnen Mitglieder sprechen.

Der einzige, der mit dem älteren Konrad in die Schranken treten konnte, war sein eigner Vetter, Konrad der Jüngere, der schon oben erwähnt worden ist. Seine Mutter Mathilde, die Schwester der Gisela, hatte sich nach dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs Konrad von Kärnthen, in zweiter Ehe mit dem Herzog Friedrich von Ober-Lothringen vermählt. Dieser scheint es vornehmlich gewesen zu sein, der die Aufstellung seines Stiefsohnes in Anregung brachte und beförderte. Er wird sich jedenfalls grosse persönliche Vortheile davon versprochen haben. — Mit ihm trat Gottfried, Herzog von Nieder-Lothringen, sonst sein Gegner und Nebenbuhler, bei dieser Frage in die engste Verbindung. Er hatte, wie oben berührt, Streitigkeiten mit den Mutterbrüdern des älte-

ren Conrad gehabt, in denen dieser seinen Verwandten Hülfe gebracht hatte, und in einem der sich entspinrenden Gefechte war er sogar verwundet worden. Es ist wahrscheinlich zu machen, dass Gottfried die Rache des alten Gegners, wenn er den Thron besteigen sollte, fürchtete und dass er deshalb lieber mit dem Nachbar Frieden schloss und dessen Candidaten unterstützte. — Ihnen schlossen sich dann einige Bischöfe an, die es nicht wagen konnten ihnen zu widerstreben. Bestimmt wissen wir es von dem Bischof von Noyon, Verdun, Lüttich und Utrecht. Von weltlichen Grossen wird noch der Graf Raginer genannt.

Die allergrösste Bedeutung erlangte diese Verbindung zu Gunsten des jüngeren Konrad durch den Beitritt des Erzbischofs von Köln. Es ist schon oben hervorgehoben worden, dass Pilgrim seiner ganzen Stellung nach sich an eine Partei nicht anschliessen konnte, an deren Spitze Aribon stand. Es musste ihm darauf ankommen, um jeden Preis einen Gegencandidaten aufzustellen und durchzubringen, wenn er nicht vollständig von dem Mainzer in den Hintergrund gedrängt werden sollte. Da eignete sich denn kaum Jemand besser, mit dem älteren Konrad in die Schranken zu treten als dieser Vetter desselben. Machte der ältere Ansprüche auf die Nachfolge laut Erbrecht, so stand der Jüngere nur um eine Linie hinter ihm zurück. Wünschte man einen König, der, von Hause aus nicht allzu mächtig, doch im Stande sei nöthigenfalls mit eigener Macht auftreten zu können, so war der Jüngere dem Älteren eher vorzuziehen. Denn er hatte zu den Familiengütern am Rhein das Erbtheil des Vaters, des ehemaligen Herzogs von Kärnthen, überkommen und stand in den fränkischen Landen so hoch in Ansehen, dass man ihn den Herzog von Worms¹⁾ nannte. Er lebte in keiner der Kirche anstössigen Ehe und war unzweifelhaft ebenso bereit wie sein Vetter, die Geistlichen in ihren Rechten zu schirmen. — Was freilich die Eigenschaften des Verstandes und Characters angeht, so wird man gestehen müssen, dass er dem älteren Konrad darin nachstand. Konrad der Jüngere war einer von den unentschlossenen, zag-

1) Wipo c. 2 dux WORMATIAE.

haften Menschen, die den rechten Augenblick zum Handeln selten zu finden wissen. Ein fester Wille musste hinter ihm stehen, wenn er Halt haben sollte. Selbst der Ehrgeiz, den er besass, war nicht gross und tief genug, um ihn zu festen Entschliessungen und ausdauernder Thätigkeit zu vermögen.

Natürlich, dass dieses Wesen ihm in den Augen seiner Partei nicht schadete. Sowohl sein Stiefvater Friedrich, wie auch Pilgrim hatten den Willen und die Fähigkeit für ihn zu regieren. Sie hatten schon bei seiner Aufstellung als Thronbewerber mehr an sich als an ihn gedacht, wie das ihre Haltung nach der Wahl beweist. Sie werden es gewesen sein, die diese Partei sammelten und zusammenhielten, die die einzelnen Mitglieder durch Eide verpflichteten, an dem geschlossenen Bunde festzuhalten ¹⁾. Wie weit die Verbindungen reichten, die sie anknüpften, lässt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Aber es sind einige Spuren davon vorhanden, dass sie es nicht verschmäht haben, mit der französischen Partei, die auf eine Minderung des Reiches ausging, in Einvernehmen zu treten ²⁾. Und dass sie eintretenden Falls ihren Candidaten mit Gewalt durchzusetzen versuchen würden, scheint schon anfänglich besprochen worden zu sein.

So standen sich die Parteien unzweifelhaft schon geschlossen und gerüstet gegenüber, als das Ausschreiben zu dem Wahltage an die Wahlberechtigten erlassen wurde. Es waren seit dem Tode des Kaisers 7 Wochen vergangen. Wahrscheinlich wurden Ort und Zeit von dem Erzbischof von Mainz bestimmt. Es war ein Platz auf fränkischer Erde zur Vornahme der Wahlhandlung ausersehen worden; wo zwischen Worms und Mainz sich an den Ufern des Rheins eine kleine Ebene ausbreitet, die zur Aufnahme einer grösseren Menge Volks geeignet erschien, bei dem Orte Kamba, den inzwischen die Wellen des Rheins hinweggespült haben, sollten sich die deutschen Stämme am 4. September versammeln, um einen neuen König zu küren. Auf beiden Ufern dehnte sich die Ebene aus, und so erschien der Strom als die natürliche Schranke für zwei entgegenste-

1) Gesta epp. Cameracensium III. 50.

2) Vgl. Pabst a. a. O.

hende Parteien. Kleine Inseln dagegen, die mitten im Flussbett lagen, schienen dazu bestimmt zu sein, vertrauliche Gespräche und Verhandlungen anzubahnen, und boten den Führern des Volkes erwünschte Gelegenheit, in kleinerem Kreise die wichtige Angelegenheit zu erörtern. In der That war diese Gegend geschickt gewählt. Zudem lag der Ort mitten in Franken, in dessen Grenzen der König nach alter Sitte zu wählen war, und er war den Sachsen, Baiern, Alemannen fast ebenso gelegen als den Lothringern und Ripuariern. — Und doch möchte man behaupten dürfen, dass er von Aribo im Interesse seiner Partei gewählt worden sei. Er lag in der allernächsten Nähe von Mainz. Bei einer zwiespältigen Wahl konnte Aribo seinen Candidaten noch an dem Wahltag selbst in Mainz krönen, während Pilgrim weit entfernt von seinem Bischofsitze sowohl, als von Aachen, der alten Krönungsstadt, war. Aribo befand sich mitten in seinem Sprengel und umgeben von seinen Machtmitteln. Der ältere Konrad hatte in dieser Gegend nicht blos seine Familiengüter, — das war bei dem jüngeren auch der Fall — sondern auch die Güter seiner Gemahlin. Kurz, schon durch die Wahl dieses Platzes mag man den Gegnern einen kleinen Vorsprung abgewonnen haben.

Zahlreich strömten aus allen deutschen Gauen zu der bestimmten Zeit die deutschen Männer zusammen. Wipo sagt allgemein, alle Grossen „die Kraft und das Mark des Reiches“ seien allda zusammengekommen. Leider führt er sie nicht namentlich auf und so können wir nur von den wenigsten die Anwesenheit mit Bestimmtheit behaupten. Besonders von der Theilnahme der Herzöge und weltlichen Grossen wissen wir wenig. Ausser den beiden Conradinern tritt nur der Herzog Friedrich von Lothringen auf. Indessen werden auch andere zugegen gewesen sein. — Von den geistlichen Würdenträgern werden vor allen Aribo und Pilgrim genannt und ihnen schloss sich dann eine stattliche Reihe Prälaten an: der Erzbischof Poppo von Trier, der für den jungen Ernst das Herzogthum Schwaben verwaltete, Theodorich, Bischof von Metz, der während des Interregnums die Kaiserin Kunigunde in der Regierung unterstützt hatte, Werner, Bischof von Strasburg, Mazelin, Bischof von Würz-

burg, Eberhard von Bamberg, der vertraute Freund des verstorbenen Kaisers, Heimo von Constanz, Bruno von Augsburg, Heinrich II. Bruder, der Erzbischof Gunther von Salzburg, Gebhard von Regensburg, Eigilbert von Freisingen — meist Männer von politischer Erfahrung und Bedeutung, die in der kaiserlichen Kanzlei gearbeitet und sich gebildet hatten. Es ist am Ende nicht so verwunderlich, wenn die weltlichen Fürsten hinter einem solchen Episcopat zurückstehen. Die Herzöge, die wohl schwerlich Gelegenheit gehabt haben werden, in weiteren Kreisen und am Kaiserhofe sich auszubilden, waren viel zu sehr in die eigenen Interessen eingelebt, als dass man von ihnen viel für das Ganze hätte erwarten dürfen. Ein Mann von hervorragender Tüchtigkeit und grossem Talent scheint sich nicht unter ihnen befunden zu haben. Der Baiernherzog Heinrich, der Bruder der verwittweten Kaiserin, von dem man am meisten hätte erwarten können, war schon zu alt und gebrechlich, um die Zügel der Gewalt an sich zu reissen. Von den übrigen hatte sich wohl Adalbero von Kärnthen am Hofe Heinrichs bewegt; auch er jedoch macht sich unter den Wählern nicht bemerklich.

Eine Erscheinung muss in der glänzenden Versammlung, die dem Geschichtschreiber Wipo den Ausruf entlockt, er habe eine ähnliche vorher nie gesehen, eine Erscheinung muss in ihr noch Aufsehen erregt haben: der berühmte Abt Odilo von Cluny, der hochbetagt doch herbeigeeilt war, um wie früher in der stillen Klosterzelle, so hier auf dem Tummelplatz irdischer Leidenschaften für die Idee seines Lebens, die Kirchenverbesserung, zu wirken. Grosse Machtmittel standen ihm nicht zu Gebote; aber ehrfurchtsvoll wird man die Worte des erfahrenen Greises gehört haben. Er scheint sich mit Aribio verständigt und die Partei des älteren Konrad ergriffen zu haben.

Neben den hervorragenden Persönlichkeiten hatte sich eine grosse Anzahl kleinerer Herren aus allen Stämmen eingefunden. Aus den vom Rhein östlich gelegenen Gebieten waren die Sachsen mit benachbarten Slaven, die östlichen Franken, die Baiern und Schwaben herangezogen und hatten das rechte Rheinufer mit ihren Zelten und Lagerplätzen

erfüllt. Vom linken Ufer kamen die ripuarischen Franken und Lothringer und lagerten auf dieser Seite. —

Damit war nun die erfreuliche Thatsache ausgesprochen, dass die deutschen Stämme sich als ein Volk fühlten, das in gemeinsamer Wahl sich einen neuen Herrscher setzen müsse. Dass diese Einsicht tief genug eingedrungen war, um jede Sonderstellung als verderblich und unpatriotisch zu kennzeichnen, das ist der grosse Fortschritt, den das deutsche Volk unter der Regierung der sächsischen Könige gemacht hat und der hier wiederum auch staatsrechtlich seinen Ausdruck fand. Freiwillig traten die räumlich so weit getrennten Völkerschaften zusammen, um gemeinsam den höchsten Gewaltact auszuüben, einem aus ihrer Mitte das Imperium zu übertragen.

Freilich war damit nicht ausgeschlossen, dass sich innerhalb dieser Vereinigung Meinungsverschiedenheiten zeigten, die bei dem immer noch in hohem Grade vorhandenen Unabhängigkeitssinn der Einzelnen Absonderungen von den Mehrheitsbeschlüssen veranlassen konnten. Indessen der Grundsatz, dass Deutschland ein zusammengehöriges, untheilbares Reich sei, war durch diese Wahl erneuert und der Gewalt desselben konnte sich auf längere Zeit Niemand entziehen.

Wir haben die beiden Parteien schon geschildert, die sich gebildet hatten. Es wird nicht zufällig sein, dass sie von Anfang an sich auch räumlich trennten. Die Anhänger des jüngeren Konrad nahmen das linke, die des älteren das rechte Rheinufer ein. Indessen waren die Parteiverhältnisse doch noch nicht so klar, dass es sich von vornherein nur um diese beiden Thronbewerber gehandelt hätte. Im vollen Gefühl der Wichtigkeit und Tragweite dieses Wahlactes wurden noch einmal Verhandlungen begonnen, die, wenn irgend möglich, eine einmüthige Wahl herbeiführen sollten. Es scheint, als ob ganz ordnungsgemäss alle diejenigen Candidaturen, die einige Aussicht auf Erfolg hatten, von neuem vorgenommen und durchgesprochen worden seien. Immer einer nach dem anderen wurde verworfen aus den schon oben angeführten Gründen: wegen zu hohen Alters oder zu grosser Jugendlichkeit, wegen unerprobter Tüchtigkeit oder wegen Anmasslichkeit. Aus einer kleinen Zahl blieben dann endlich die beiden Für-

sten übrig, die festgeschlossene Parteien schon herangeführt hatten, die durch deren Organisation den Sieg über alle Mitbewerber davon tragen mussten: die beiden Konrade, zwischen deren Anhängern nunmehr ein hitziger Wahlkampf entbrannte. Obwohl der Aeltere unzweifelhaft die Mehrzahl der Bischöfe und Fürsten auf seiner Seite hatte, so scheint doch ein grosser Theil seiner Freunde einerseits eine zwiespältige Wahl überhaupt, dann aber auch die Macht des jüngeren Conrad und dessen Rache im Fall seiner Wahl gefürchtet zu haben. Daher mögen sie sich zuerst bemüht haben einen Compromiss herbeizuführen; mehrere Tage gingen über den Bemühungen und Verhandlungen hin. Als diese resultatlos blieben, nahm Konrad der Aeltere die Sache selbst in die Hand. Er lud den Vetter zu einer vertraulichen Besprechung ein und stellte ihm eindringlich die Lage der Dinge vor. Es ist leicht möglich¹⁾, dass er ihn an die Bande der Verwandtschaft, die beide umschlangen, an den Glanz des Hauses, der durch sie hoch erhoben werden könnte, an die früher gemeinschaftlich ausgeführten Thaten erinnert hat; dass er ihn dann ferner darauf hinwies, wie die Uneinigkeit und der Zwist unter ihnen möglicher Weise zur Wahl eines Dritten führen könne; dass er ihm endlich vorschlug, die Entscheidung über die Wahl der Majorität der Wähler anheim zu stellen und öffentlich zu bezeugen, dass der eine wie der andere bereit sei, sich dem Gewählten unterzuordnen. Und gleichzeitig mag er dem Vetter versprochen haben, im Falle der eigenen Wahl ihm als vertrauten Freund und Rathgeber an der Regierung Antheil zu gestatten. — In kluger Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des ihm gegenüberstehenden Nebenbuhlers mag er nicht sowohl die Gesichtspunkte einer nüchternen Berechnung hervorgehoben als vielmehr die Saiten des Gefühls angeschlagen, den lockenden Reiz des Ruhmes für eine so grossherzige Handlungsweise gezeigt haben. Damit bestach er in der That den Jüngling, dem die rathenden Freunde mit grösserer Welterfahrung und selbstsüchtigeren, darum stärkeren Beweggründen nicht zur Seite standen, in dem Masse, dass derselbe ohne allen Vorbehalt mit leidenschaftlichem Eifer den Vorschlägen des klugen Veters bei-

2) Wipo c. 2.

stimmte. Ein Kuss, den die beiden Conradiner im Angesicht der gespannt harrenden Volksmenge sich gaben, als Beweis der wiederhergestellten Freundschaft und Eintracht, war das — unzweifelhaft verabredete — Zeichen für den Erzbischof von Mainz die eigentliche Wahlhandlung zu beginnen. Die freudige Rührung und das Gefühl der Begeisterung, der Aufopferungsfähigkeit, welches bei dem unerwarteten Anblick die Herzen der Zuschauenden durchflog, sollten im Parteiinteresse ausgebeutet worden. Aribo hatte zuerst seine Stimme abzugeben als erster Bischof des Landes und erster Beamter des Reiches: die Menge der Wähler forderte ihn in diesem Augenblicke auf das zu thun. Er erklärte sich mit der üblichen Wahlformel für Konrad den Aelteren: er nannte und kürte den älteren Konrad zu seinem Herrn und König, zum Leiter und Vertheidiger des Vaterlandes. Er that es mit überströmenden Herzen und freudig erregter Stimme. Das Eis war gebrochen; die Zaghafte und Schwankenden entschieden sich in derselben Weise. Erzbischöfe, Bischöfe, Kleriker überhaupt, die unmittelbar nach dem Mainzer ihre Stimmen abgaben, traten seinem Votum bei. — Nun kam viel auf die Stimmen der weltlichen Herren an. Da wendete Aribo mit rascher Geistesgegenwart einen Kunstgriff an, der die Wahl endgültig entschied. Er rief den jüngeren Konrad zuerst von allen weltlichen Grossen auf. Es verstand sich nach dem Vorangegangenen von selbst, dass dieser nunmehr moralisch gezwungen war, dem Vetter die Stimme zu geben. Soeben hatte er sich zu seinen Freunden, den Lothringern, begeben, um ihnen Mittheilung von der stattgehabten Unterredung zu machen, sie aufzufordern, sich ihm anzuschliessen. Da bringt man ihm die Nachricht, dass er an der Reihe sei, sein Votum über die Wahl abzugeben. Er muss sich losreissen, nach dem Wahlplatze zurückkehren, und er stimmt —, „mit dem grössten Eifer“ ¹⁾ — für den Nebenbuhler, wie er es nicht anders konnte. Damit ist denn der Erfolg des Tages entschieden. Conrad der Aeltere, der schon so gut wie König ist, ergreift den Vetter, der ihm die Krone mit dieser Abstimmung überlassen hat, bei der Hand, lässt

1) Wipo a. a. O.

ihn neben sich Platz nehmen und bezeigt ihm so seine höchste Anerkennung und Dankbarkeit. — Das weitere Einsammeln der Stimmen wird zum rein formellen Akt. Alle, die überhaupt an der Abstimmung Theil nehmen, wiederholen die Worte des Erzbischofs von Mainz und Konrad des Jüngeren und in diesem Sinne ist es wahr, wenn die Ueberlieferung von einer einstimmigen Wahl spricht. Aber dadurch dürfen wir uns nicht täuschen lassen. Die Parteigänger des aus der Rolle gefallenen Thronbewerbers waren mit seinem Betragen übel zufrieden und keineswegs gemeint, mit ihm in unüberlegtem Enthusiasmus in das Lager der Gegner überzugehen. Ihre Interessen waren nicht so eng mit der Person ihres Schützlings verwachsen, dass sie nach Rücktritt desselben hinfällig geworden wären. Und recht eigentlich diese, nicht die Wahl grade dieses jungen Mannes hatte die Mehrzahl von ihnen, an der Spitze der Erzbischof von Köln, bei der Opposition gegen die Wahl Konrad II. im Auge gehabt. Somit folgten sie ihrem Clienten auch mit nichten auf das Gebiet seiner persönlichen Politik. Sie beharrten in ihrem Widerstande, zu dem sie von vornherein gerüstet gewesen sein mögen, obwohl ihnen der treffliche Vorwand, den sie vordem gehabt hatten, nunmehr fehlte. Gleich anfangs scheinen sie nicht über den Rhein gekommen zu sein und dazu war die Entwicklung der Dinge auch eine zu rasche, unerwartete. Der jüngere Konrad verlässt seine Anhänger, eilt zur Unterhandlung mit dem Vetter, verständigt sich mit ihm. Sogleich beginnt die Wahl, natürlich auf dem rechten Rheinufer. Konrad kehrt zu den Seinen zurück, um zu berichten und zu berathschlagen. Während dessen giebt der Klerus dem Gegner seine Stimme. Offenbar konnte Pilgrim mit den ihm anhängenden Bischöfen an dieser Abstimmung nicht Theil nehmen. Noch ehe man sich über das einzuschlagende Verfahren mit dem eigenen Candidaten verständigen kann, enteilt derselbe wieder und giebt die Durchsetzung seiner Wahl damit auf. Schwerlich werden sich die weltlichen unter seinen Anhängern nunmehr auf das Wahlfeld begeben haben, um ihre Stimmen für oder gegen ihn abzugeben. Die ganze Partei vielmehr beschliesst die Wahl nicht anzuerkennen und begiebt sich zwar unver-

richteter Sache, aber in der feindlichen Gesinnung gegen den gewählten König verharrend, von Kamba weg.

So erfolgte die Wahl Konrads II. zum römischen König keineswegs einmüthig von allen Wahlberechtigten. Indessen war die überwiegende Majorität des zur Wahl versammelten deutschen Volkes unzweifelhaft für ihn und die dissentirenden Stimmen setzten sich durch die Vernachlässigung ihres Rechtes und durch den ungerechtfertigten Abzug selbst ins Unrecht, wenn sie darauf hin die Wahl anfochten. Sie hätten dort selbst protestiren, die ungebührliche Beschleunigung des Aktes hervorheben müssen; allein nach dem Verzicht des eigenen Candidaten scheinen sie auf die formelle Legalisirung ihrer Absonderung verzichtet zu haben. — Die Wahl des älteren Konrad war unzweifelhaft vollgültig; dies erkannte die verwittwete Kaiserin Kunigunde, die bisherige Reichsverweserin, dadurch an, dass sie dem neugewählten Fürsten die Insignien der Herrschaft, die sie bis dahin verwahrt hatte, mit Segenswünschen für seine Regierung überreichte. Es war das eine bedeutsame Bestätigung der getroffenen Wahl; zur vollen Rechtsgültigkeit gehörten nun noch Krönung und Huldigung. — Um die Krönung, die von der Versammlung der Wähler stürmisch begehrt wurde, mit der nöthigen Feierlichkeit und Würde vornehmen zu können, begab man sich nach der naheliegenden Metropole Mainz. Es ist nicht klar zu ersehen, weshalb diese Ceremonie so sehr beschleunigt wurde, dass man noch an demselben Tage den Weg dahin machte; ob es aus Furcht vor den Umtrieben der Gegner Konrads oder in der freudigen Aufregung über die vollzogene Wahl geschehen sei. Für das letztere Motiv spricht Wipos Schilderung des feierlichen Zuges: freudevoll wallte man gen Mainz; die Geistlichen sangen Psalter, die Laien Lieder; unsagbare Lobpreisungen machten sich Luft. Es schien, als sei der grosse Frankenkönig Karl wiedergekehrt und hätte das Scepter wieder ergriffen; er, an den die Vorstellungen von der grössten Macht und höchsten Wohlfahrt des Reiches noch immer im Volke anknüpften. Als man anlangte — dass es an demselben Tage, an dem die Wahl vorgenommen worden, geschah, ist nicht wahrscheinlich — empfing der Erzbischof schon mit dem gesamten

Clerus den neuen König und geleitete ihn nach dem Dome. Auf dem Wege dahin soll Konrad unter dem Beifall des Volkes einige Handlungen der Gerechtigkeit ausgeübt haben, durch die er die Auffassung von den Pflichten seines hohen Amtes sofort bethätigte. Einem Leibeigenen, einer Wittwe und einer Waise verhalf er nach Wipos Bericht auf der Stelle zu ihrem Recht. Dabei erwiederte er einem der Grossen, der ihn ungeduldig auf die dadurch herbeigeführte Verzögerung der heiligen Handlung hinwies — wie es scheint, einem Bischofe — bezeichnend: nicht der Hörer des Wortes, sondern der Thäter wird selig.

Es war am 8. September 1024, dass Konrad II. in der Kathedrale von Mainz zum deutschen Könige gesalbt und gekrönt wurde. Aribio hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an ihn, die ihn tief gerührt, bis zu Thränen gerührt haben soll. Er wies ihn auf den einigen Quell und Grund aller irdischen Macht und Gewalt hin, auf den König der Könige, von dem die Herrschaft makellos und rein auf die Menschen übergehe. Er flehe zu Gott, dass die Gewalt, die heut unbefleckt an Konrad gelange, von ihm in aller Lauterkeit bewahrt werde. Er erinnerte ihn an die wunderbaren Führungen der Vorsehung, die ihn gezüchtigt hätte, um ihn zu läutern. Er mahnte ihn des erlittenen Unrechtes eingedenk zu bleiben, um Mitleiden für die Gekränkten zu empfinden. Als die höchsten Pflichten des Amtes stellte er ihm hin, Recht und Gerechtigkeit zu pflegen, den Frieden des Vaterlandes zu wahren, ein Schirm der Kirchen und ihrer Diener, ein Schutz der Wittwen und Waisen zu sein. Schliesslich bat er um Gnade und Verzeihung für diejenigen, die den König vor Antritt seines Amtes beleidigt und verletzt hätten. „Unter diesen“, so endete der Erzbischof, „befindet sich ein edelgeborener Mann, Namens Otto, der Dich beleidigt hat; für ihn und alle übrigen rufen wir Deine Milde an; vergieb ihnen um der Barmherzigkeit Gottes willen, die Dich heut in einen neuen Menschen umgeschaffen und ihres Wesens theilhaftig gemacht hat; sofern Du Deinerseits Vergebung der Sünden erhoffest“.

In der weihevollen Stimmung dieses hochwichtigen Augenblickes ertheilte der König eine allgemeine Amnestie zur Freude und Genugthuung des versammelten Volkes. — Nach

Beendigung des Gottesdienstes verfügte sich Konrad, der wie Saul um eines Hauptes Länge über alle hervorragte, mit einem grossen Gefolge nach der Königspfalz. „Leuchtenden Antlitzes und in sicherer Hoheit sah man ihn inmitten des Zuges einherschreiten“. Mit königlicher Pracht wurde das Krönungsmahl hergerichtet und eingenommen.

An einem der folgenden Tage ging dann die Huldigung vor sich. Zuerst leisteten die Bischöfe, dann die Herzöge und Fürsten, die hohen und niederen Vasallen, endlich noch die Gemeinfreien, die einiges Ansehen genossen, den Eid der Treue.

Damit war die Wahl Konrad II. zum römischen König beendet und rechtsgültig. Die Deutschen bekamen in ihm einen Herrscher, der mit Ernst und grosser Gewissenhaftigkeit daran ging, die Aufgaben, die ihm sein Amt stellte, zu lösen. Kräftig und entschlossen genug, um jeden Widerstand, der ihm bei seinen Plänen entgentreten würde, zu brechen, verschmähte er doch die Mittel, die ihm seine Schlaueit und Menschenkenntniss an die Hand gab, keineswegs. Darin war er vielleicht zu wenig wählerisch; sogar Versprechungen, die er gemacht hatte, berücksichtigte er zuweilen nicht, wenn es galt die Ziele seiner Politik zu erreichen. Die harte Schule des Leidens, die er in seinen jungen Jahren durchgemacht hatte, stählte seinen Character und gab ihm jene nüchterne, berechnende Klugheit, die ihn auszeichnet. „Sein Wesen ist praktisch; seine Politik eine ausgeprägt realistische. Es imponirt und gefällt ihm nichts als die greifbare und erreichbare Macht“. Und wer geglaubt und gehofft hatte, Konrad werde sich leiten und beherrschen lassen, der hatte sich gewaltig getäuscht. Der neue König ergriff die Zügel des Regiments in der bestimmten Absicht, selbständig und unabhängig zu werden. Das hatte sogleich der stolze Aribio, der sich geschmeichelt hatte, die vorwiegende Machtstellung im Reich zu erlangen, wenn er durch seinen Einfluss einen Candidaten auf den Thron erhebe, in hohem Masse zu empfinden. Er hatte Konrad das Versprechen abgewonnen, dass Gisela nicht Königin werde solle. Darüber brach der Streit aus, der ihn von der Höhe seiner Träume herabschleuderte, der der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben und Wirken wurde.

Wagner, Friedrich,

Die Wahl Konrad II. zum römischen König Inaugural-Dissertation

Göttingen 1871

Germ.g. 514 u

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11005435-2